

Zwei Ufer, eine Quelle,
zwei Völker, eine Kirche,
eine Hoffnung und ein Glaube,
eine Taufe und ein Herr.

Deux rives, une source,
deux peuples, une Eglise,
L'espérance, un seul Père,
Un baptême, une foi.

EG 613

AUS DEM INHALT:

- 119. Tag der badischen
Pfarrerinnen und Pfarrer
gemeinsam mit den
Pfarrerinnen und Pfarrern
aus Elsass und Lothringen
in Strasbourg
 - Impulsreferat
 - Grußworte
 - Tätigkeitsbericht
 - Ordinationsgedenken
- Aus dem Pfarrverein
- Rezensionen



Liebe Leserin, lieber Leser!

Wohnst Du noch oder lebst Du schon?, fragt eine bekannte skandinavische Möbelfirma ihre Kunden und wirbt für die Lebendigkeit ihrer Raumausstattungen. Als höchst lebendig hat sich der Badische Pfarrverein mit dem ersten gemeinsamen badisch-elsässischen Tag der Pfarrfrauen und Pfarrer gezeigt. Die Zahl derer, die sich zu dieser Großveranstaltung haben einladen lassen, übertraf die Erwartungen. Das dichte Programm mit Besuch im Europaparlament, Erkundungen der Stadt Strasbourg und Gottesdienst, die beiden Abende mit deutsch-französischer Begegnung, den Ehrungen der Ordinationsjubilareinnen und -jubilare und musikalischer Überraschung erfreute und belebte im besten Sinn.

In dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter, der letzten in diesem Jahr, dokumentieren wir den Tag in Strasbourg. Dazu gehören in jedem Jahr der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden, der sicher auf Ihr Interesse stoßen wird, sowie die Rechnungslegung für alle, die Zahlen lieben und für die andern auch bzw. für alle, die das ‚Innenleben‘ ihres Vereines interessiert.

Wir danken mit dieser Ausgabe für die vielen positiven Rückmeldungen, die wir auch in diesem Jahr erhalten haben – und für die konstruktiv-kritischen natürlich auch! Mancher hätte sich mehr Ausgewogenheit gewünscht oder fand die eine oder andere Nummer zu umfangreich. Das werden wir uns zu Herzen nehmen. Der Aufruf, sich an der Gestaltung der

letzten Seite zu beteiligen, stieß erfreulicher Weise auf Interesse. Mehr Beteiligung durch Beiträge würden wir uns bei den Themenschwerpunkten und bei der Diskussion wünschen. Es gibt in der Tat sehr selten Beiträge, die wir mangels Masse einen Moment lang zurückhalten müssen.

In diesem Sinne: Bleiben Sie den Pfarrvereinsblättern und den Anliegen des Pfarrvereines auch im neuen Jahr 2012 gewogen! Möge es ein gesegnetes Jahr sein!

Für das Tandem in der Schriftleitung
Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

Die Ausgabe 2/2012 widmet sich dem Schwerpunkt „Kirchenmusik in Baden“.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge bis zum

10. Januar 2012

an die Schriftleitung.

Die kommende Ausgabe mit dem Schwerpunkt „Die Bibel – Grundlage und Herausforderung“ befindet sich bereits in Vorbereitung.

Der badische Pfarrverein hat mit dem Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer, der gemeinsam mit den elsässischen Kolleginnen und Kollegen veranstaltet wurde, eine Tradition der geschwisterlichen Begegnung fortgesetzt. Im Folgenden dokumentieren wir die Grußworte, gehalten von Landesbischof Dr. Ulrich Fischer, von Synodalpräsidentin Margit Fleckenstein, das Grußwort von Gérard Janus, Vorsitzender des elsässischen Vereins der Pfarrerinnen und Pfarrer (APAL), sowie das uns von Schuldekan i.R. Christian Buchholz aus Württemberg zgedachte Wort, das er leider aus persönlichen Gründen nicht überbringen konnte.

Im Rahmen der Ehrung der Ordinationsjubilare war in diesem Jahr nur eine Rede aus dem Kreise der Jubilare vorgesehen. Pfr.i.R. Ernst Weißer sprach für alle, die auf 10, 25, 40, 50 und 60 Jahre Ordination zurückblicken konnten, ein persönlich gehaltenes Grußwort. Nicht vorenthalten wollen wir Ihnen die Gedanken von Pfr. Martin Abraham, die er im Blick auf 25 Jahre Ordination für sich notierte und an uns weitergab.

Schwerpunkt der gemeinsamen Tagung in Strasbourg war der Besuch im Europaparlament, der mit einer Andacht, gehalten von Dekan Günter Ihle und Inspecteur ecclésiastique Jean-Jacques Reutenauer, begann. Das Impulsreferat des Strasbourger Philosophieprofessors Dr. Frédéric Rognon zum Thema „Die Rolle der Kirche im religiös und weltanschaulich pluralen Europa“ setzte einen eigenen, besonde-

ren Akzent. An das Referat schloss sich eine lebhaft Diskussions mit den beiden Europaparlamentariern Catherine Trautmann (Parti socialiste européen, PSE) und Dr. Andreas Schwab (Parti Populaire Européen, PPE), die Ihnen auf den Fotos begegnen werden.

Grußwort von Landesbischof Dr. Ulrich Fischer gehalten im Europaparlament

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder,

alle, die regelmäßig an den Tagen badischer Pfarrerinnen und Pfarrer teilnehmen, werden sogleich merken, dass mein heutiges Grußwort sich in zweierlei von den sonst üblichen unterscheidet. Zum einen wird es deutlich kürzer sein, weil andere Grußwortredner heute zu ihrem Recht kommen sollen, zum anderen spreche ich mein Grußwort für unsere Kirchenleitung geistlich und rechtlich in unaufgebarer Einheit, also auch im Namen der verehrten Präsidentin unserer Landessynode, Frau Justizrätin Margit Fleckenstein. Also seien Sie heute kürzer und zugleich doppelt begrüßt von mir.

Mit meinem Grußwort nehme ich heute Morgen eine deutsch-französische Standortbestimmung vor, indem ich zurückschaue in die jüngere deutsche Geschichte und vorausschaue auf gemeinsam für das nächste Jahr Geplantes: Das Datum dieses Pfarrertages ist ein besonderes. Gestern vor 22 Jahren, am 9. Oktober

1989, begann mit dem Montagsgebet in der Leipziger Nikolaikirche und mit der anschließenden Friedensdemonstration die friedliche Revolution, mit der die Teilung Deutschlands überwunden wurde. Noch immer erscheint es im Rückblick wie ein Wunder, dass die DDR-Staatsmacht an jenem 9. Oktober die Waffen schweigen ließ, überwältigt von einer friedlichen Demonstration.

„Mit allem hatten wir gerechnet, aber nicht mit Kerzen und Gebeten.“ So sprach später einer, der Regierungsverantwortung in der DDR trug.

Wundersam ist die Geschichte der deutschen Einheit weitergegangen – zunächst höchst kritisch begleitet von unseren französischen Nachbarn, schließlich aber begrüßt und heute wie selbstverständlich angenommen. Die Träume von den „blühenden Landschaften“ im Osten unserer Republik sind nicht aufgegangen, vielmehr leidet der östliche Teil unseres Landes immer noch unter dem Wegzug vieler junger Menschen in den Westen unserer Republik. Und die Prognosen für die Weiterentwicklung der evangelischen Kirchen in den neuen Bundesländern sind alles andere als Mut machend. Aber über diesen nachdenklich machenden Entwicklungen dürfen wir das Wundersame der deutschen Ein-



*Landesbischof
Dr. Ulrich Fischer*

gung nicht vergessen: Was einst Anfang der 80er Jahre in der Friedensbewegung der DDR-Kirchen begann, setzte in den Kirchen der DDR und in der Gesellschaft dieses Landes im Jahr 1989 Friedenskräfte frei, deren Dividende wir heute ernten können.

In drei Wochen – am Reformationsfest – wird in Eisenach Harald Bretschneider, einer der großen Pioniere der DDR-Friedensbewegung, mit der Luthermedaille der EKD ausgezeichnet. Harald Bretschneider war in den 80er Jahren sächsischer Landesjugendpfarrer. Er erfand die Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“, die viele vor allem junge Menschen in jenen Jahren trugen, um für eine Abrüstung gegenüber dem Westen einzutreten. „Schwerter zu Pflugscharen“ – dieses der biblischen Botschaft Michas und Jesajas entnommene und dem sowjetischen Mahnmal an der UNO in New York nach-

empfundene Symbol wurde zum Markenzeichen der christlichen Friedensbewegung. Mit Harald Bretschneider wird ein Wegbereiter der friedlichen Revolution geehrt. Die Laudatio wird Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière halten, bekennender evangelischer Christ und Cousin des letzten Ministerpräsidenten der DDR. Ein Bundesverteidigungsminister, zugleich Sohn des früheren Generalinspektors der Bundeswehr, ehrt eine führende Persönlichkeit der Friedensbewegung – auch dies ist ein Zeichen dafür, wie vielfältig Schwerter zu Pflugscharen verwandelt werden können.

Die Ehrung Harald Bretschneiders wird in der Eisenacher St. Georgenkirche stattfinden, in der Taufkirche Johann Sebastian Bachs. Damit wird zugleich – am Abend des Reformationsfestes – das Jahr der Kirchenmusik eröffnet, mit dem wir einen weiteren Weg hin zum Reformationsjubiläum des Jahres 2017 gehen werden. In diesem Jahr der Kirchenmusik wollen wir die Botschaft der Reformation auf vielfältigste Weise in allen Landeskirchen der EKD zum Klingen bringen. Schon heute ist faszinierend, in welcher Weise sich Gemeinden und Kirchenbezirke auf Konzerte und auf Gottesdienste mit besonderen kirchenmusikalischen Schwerpunkten in diesem Jahr der Kirchenmusik 2012 vorbereiten. Einen besonderen Höhepunkt wird die Aktion 366+1 bilden, während welcher von A–Z, von Augsburg bis Zwickau, Kirchenkonzerte veranstaltet werden. Wie ein musikalischer Staffellauf ist diese Aktion geplant. Themenlieder werden die ein-

zelnen Abschnitte dieses Staffellaufes prägen. Im Februar werden wir für etwa 10 Tage Gastgeber dieser Kirchenkonzerttournee sein. Eine Besonderheit sei genannt: Die Konzerte beginnen im Südbadischen, werden dann auf der Rheinschiene ankommen und auch ein Konzert in Strasbourg beinhalten. Keine Angst: Wir wollen das Elsass nicht etwa badisch eingemeinden. Aber wir wollen unsere enge Verbundenheit mit unseren elsässischen Geschwistern auf diese Weise bekunden. Nach einer weiteren Schleife hinüber in die Pfalz endet die badische Kirchenmusiktournee am 26. Februar 2012 in der SAP-Arena von Mannheim. Schon heute herzliche Einladung zum Pop-Oratorium „Die 10 Gebote“ von Dieter Falk. Mehr als 2.000 Sängern und Säger aus der Pfalz und aus Baden freuen sich auf hoffentlich 15.000 Zuhörerinnen und Zuhörer.

So ist in meinem kurzen Rück- und Vorblick der Bogen geschlagen von der Bach-Stadt Leipzig der 80er Jahre über die Ehrung eines Friedensboten und die Eröffnung des Jahrs der Kirchenmusik in Bachs Geburtsstadt Eisenach hin zur badisch-elsässischen Weggemeinschaft hin zum Reformationsjubiläum 2017. Möge der heutige Tag badischer und elsässischer Pfarrern und Pfarrer das gemeinsame Erinnern vertiefen und die Vorfreude auf das Kommende stärken.

■ *Ulrich Fischer, Karlsruhe*

Grußwort von Synodalpräsidentin Justizrätin Margit Fleckenstein gehalten beim festlichen Abend mit der Ehrung der Ordinationsjubilare

Ein Grußwort der Synodalpräsidentin ist traditionell und ganz selbstverständlich im Ablauf des badischen Pfarrertages vorgesehen. In diesem Jahr würde es den morgigen Rahmen im Zeitablauf beeinträchtigen, so dass ich den Herrn Landesbischof gebeten habe, zugleich in meinem Namen die Versammlung zu grüßen. Doch heute – hier bei Ihnen beim festlichen Abend mit der Ehrung der Ordinationsjubilare – möchte ich ein paar Worte sprechen.

Ich möchte zunächst allen Ordinationsjubilaren, zugleich im Namen des Präsi-



Margit Fleckenstein

ums unserer Landessynode, von Herzen gratulieren. Ich möchte Ihnen Dank sagen für all die Jahre Ihres aktiven Dienstes und für all die Dienste, die viele von Ihnen auch im Ruhestand noch tatkräftig übernehmen.

Die Synode hatte in ihrer Frühjahrstagung und in einer Reihe vorlaufender Sitzungen das große Werk eines in der EKD einheitlichen Pfarrdienstrechts zu verabschieden. Pfarrverein und Pfarrvertretung waren zur Mitberatung eingeladen. Sie wissen aus den umfangreichen Berichterstattungen, dass dies auch für unsere Synode eine große Herausforderung war. Ich denke, wir haben diese Aufgabe angenommen und in rechter Weise bewältigt.

In verschiedenen Bezügen beschäftigen wir uns in der Landeskirche mit den vielfältigen Fragen der Zukunft unserer Kirche und bemühen uns, wie wir das in unserer Kirche stets tun, rechtzeitig mit einer geordneten Regelung zu erwartender zukünftiger Herausforderungen. Sicherung von Gemeindepfarrstellen, von Versorgungsbezügen und Beihilfen, Kirchenkompassprozess, Glaubensseminare, Milieustudien, Arbeitsgruppe Demographische Entwicklung sind nur einige wenige Stichwörter.

Wie Sie wissen, besteht längst die Einsicht, dass unsere Kirchen sich in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sehr wesentlich verändern werden. Diese Veränderung hat ja teilweise schon begonnen. Wie können wir gegensteuern? Wie

können wir Mitglieder besser binden und neue Mitglieder gewinnen?

Wenn ich die jährlichen Ordinationsjubiläen erlebe und mit vielen Teilnehmenden dieser Pfarrertage ins Gespräch komme, merke ich immer von neuem, welch großen Schatz von guten Erfahrungen und positiven Erinnerungen und auch von Gemeinsamkeiten Sie alle besitzen. Dazu gehören selbstverständlich auch Schwierigkeiten, die Sie in der Vergangenheit zu bewältigen hatten. Und ich beobachte dann immer von neuem – auch an mir selbst – wie sehr wir stets so vieles thematisieren, was uns nicht gefällt, was inkorrekt ist, was besser laufen müsste usw. Ich erhalte auch von Zeit zu Zeit Zuschriften von Pfarrern und Pfarrerrinnen im Ruhestand, die darauf hinweisen, dass so manches heute nicht mehr so gut ist wie früher. Ist das nicht normal, dass vieles sich in der Erinnerung verklärt? Ist das Heute nicht die Zeit, die wir morgen als die „gute alte Zeit“ empfinden werden?

Und dann habe ich einen Traum:

Wie wäre es denn, wenn wir alle uns vornähmen, ein Jahr lang nur Positives über unsere Kirche zu sagen? Es gibt doch schließlich eine ganze Menge Positives zu berichten, eine ganze Menge von Anlässen zu Anerkennung und Dankbarkeit. Und wir könnten davon sprechen, welche Kraft wir in der Gemeinschaft unserer Kirche aus dem Evangelium Jesu Christi schöpfen? Was ist mir am wichtigsten bei der Verkündigung des Evangeliums? Was bedeutet mir mein

Glaube an Gott? In welchen Situationen hat mich mein Glaube an Jesus Christus immer wieder durch das Leben getragen? Wo habe ich deutlich den Geist Gottes gespürt? Was waren meine schönsten Erlebnisse in der Gemeinde? Wir alle sind auf dem Bild, das die Menschen sich von unserer Kirche machen. Wir könnten unsere Kirche attraktiver und einladender machen, wenn wir auf diesem Bild lächelten, wenn wir Zufriedenheit und Zuversicht ausstrahlten. *Proposer la foi* – hieß eine missionarische Initiative der hiesigen Kirche. Mir gefällt dieser Titel, denn nur darum kann es ja gehen: die Menschen einzuladen, es mit dem Glauben an Jesus Christus einmal zu versuchen.

Der Pfarrertag 2011 könnte für eine „Kampagne der positiven Worte“ ein Anfang sein. Könnten wir uns das gemeinsam vornehmen?

■ *Margit Fleckenstein, Mannheim*

Grußwort von Gérard Janus Vorsitzender des Verbandes APAL (Association des Pasteurs d'Alsace et de Lorraine); gehalten beim Abend der Begegnung

Im Sommer habe ich *Die Vermessung der Welt* von Daniel Kehlmann gelesen. In diesem philosophisch tiefgründigen Roman folgt der Leser den Spuren des Mathematikers und Astronomen Carl Friedrich Gauß und denen des Naturwissenschaftlers Alexander von Humboldt. Der zweite erlebt waghalsige Abenteuer und sehr merkwürdige Begegnungen mit Menschen und Tieren. In Südamerika, am Ufer des Orinoko, tief im Dschungel, stößt er auf einen sonderlichen Pater, Pater Zea.

Jener Pater verteidigt mit der Gewalt der Waffen seine prekäre Situation, inmitten einer sehr unfreundlichen Umgebung. Und er besitzt einen Papagei. Ich zitiere: „*Pater Zea zeigte ihnen seinen kostbarsten Besitz. Einen zerzausten Papagei, der einige Sätze im Idiom eines ausgestorbenen Stammes sprach. Vor zwanzig Jahren habe es diese Leute noch gegeben, jetzt lebe kein einziger mehr, und niemand verstehe, was der Vogel zusammenrede. Humboldt streckte die Hand aus, der Papagei pickte danach, blickte zu Boden, als müsse er nachdenken, schüttelte die Flügel und sagte etwas Unverständliches. Bonpland – der Gefährte Humboldts – erkundigte sich, weshalb der Stamm verschwunden sei. Das passiere, sagte Pater Zea ...*“ (ebd. S.118–119)

Diese Anekdote fand ich merkwürdig und habe mir, wie man das manchmal tut, einen Zettel in das Buch gelegt, genau an



Gérard Janus

dieser Stelle. Das tut man doch auch manchmal beim Bibellesen, nicht wahr? Ich habe dann erst im Nachhinein verstanden warum: wegen des Schnabels! Papageien haben doch wundersame Schnäbel. Und bei uns in Elsass-Lothringen gibt es diesen Ausdruck: Red, wie d'r de Schnäwel gewachsen' isch! Seit Germain Muller, muss man dann immer an dieses Lied denken: „Mer sen schyn's d'Letzte vun dene Letzte wo noch so redde ...“.

Warum mit einer Sprachenfrage solch eine kleine Rede anfangen? Weil es von euch zu uns durch dieses Medium, durch diese Muttersprache so viele mögliche Verbindungen gibt! Ich höre immer wieder von Gästen aus dem Badischen, von symbadischen Badenern, diesen Wunsch: „Hoffentlich kenne mer noch läng mit eich in d'r Müdersproch rede!“ Nur, das ist schon lange nicht mehr selbstverständlich! Das habt ihr vielleicht heute gemerkt. Ich war erstaunt und auch etwas erschrocken darüber, als ich las, dass unter den meisten Schriftstellern in Frankreich die deutsche Literatur keine wichtige Rolle mehr spielt. Es gab eine Umfrage in einer kulturellen Zeitschrift, die ergab, dass die englische Literatur viel mehr gelesen wird, als die deutsche.

Und unter Pfarrern aus unserer Kirche ... Ich muss mal eine Umfrage starten! Aber umgekehrt auch, bei euch: wer liest französische Literatur und nicht nur Asterix!? Nun aber, an so einem Abend will ich kein Klagelied singen, sondern mich darüber freuen, dass so eine Begegnung wieder einmal stattfinden konnte! Mein Vorgänger Thomas Bressch hat mich daran erinnert, dass vor 25 Jahren schon ein Pfarrertag der verschiedenen deutschen Vereine hier in Strasbourg gemeinsam mit den französischen Kollegen getagt hat. Vielen Dank an all diejenigen, die es wieder möglich machten!

Nun sollte ich eigentlich unseren Pfarrverband vorstellen! Der ist 101 Jahre alt! Eine alte Dame also. Er hat keinen solchen festen Platz im Kirchenleben, wie bei euch. Wir sind eher eine Vereinigung auf freiwilliger Basis. Wir haben keine Pfarrvertretung, wir agieren aber regelmäßig als Verband, wenn jemand Hilfe und Unterstützung braucht. Gegenüber der Kirchenleitung kommt es vor, dass wir vermittelnd versuchen unser Bestes zu tun. Solidarität ist eine der Hauptaufgaben, die sich der Pfarrverband seit Anbeginn als Ziel gesetzt hat. Unser Verband spielt nicht die Rolle einer Krankenkasse, wie bei euch; nur eine freiwillige Zusatzkasse gibt es auch als Gruppenmitgliedschaft über den Verein.

Zweimal im Jahr organisieren wir ein Treffen, im Frühjahr die Generalversammlung und im Herbst eine zweite thematische Begegnung. Die letzten Treffen waren den Themen „Ruhestand“, „Fragen um Begräbnisse“ gewidmet, also lauter erfreuliche Themen, wie ihr merkt!

Vor einem Jahr haben wir unser hundert-

jähriges Bestehen gebührend gefeiert und wir erfreuen uns neuerdings wieder eines größeren Zulaufs. Sozusagen im Elan dieser Feier und auch ernster gemeint, weil wir eine frühere Krise überwunden haben. In unserer Kirchenunion gab es vor einigen Jahren eine Krise der Evaluierung, und es hat eine lange Zeit gebraucht, bis wieder Ruhe eingekehrt ist. Wir bilden also im Moment eine ziemlich dynamische – das will ich hoffen! – kleine Truppe. Wir haben unter anderem beschlossen, dass wir, nach unserer Feier im letzten Jahr, regelmäßig ein pastorales Kabarett anbieten werden! Die nächsten thematischen Schwerpunkte werden sein:

- Eine Auseinandersetzung mit Versuchen des Managements in der Kirche
- Eine längerfristige Überlegung zur Frage der Pfarrhäuser: können und sollen wir uns das altherwürdige Pfarrhaus noch leisten? Unter welchen Bedingungen, etc.
- Ich denke, wir sollten uns auch wieder einmal über das Predigen unterhalten.

Zum Schluss, mein Wunsch: dass dieser Tag wieder engere Beziehungen entstehen lässt! Und besonders die Erfahrung, dass wir Brüder und Schwestern haben, nicht weit, über der Grenze. Auch neue Zeichen sollte man eigentlich einmal wieder setzen, oder nicht? Darüber müssten wir uns gemeinsam unterhalten. Zwei wichtige Kultursprachen zu sprechen, zu lesen, zu schreiben. Sich jenseits der Grenzen zuhause fühlen im Rhein-Mosel Gebiet, ein europäisches Bewusstsein entwickeln und vertiefen zu können, sind das keine Privilegien, die es zu schätzen und fördern gilt?

■ *Gérard Janus, Traenheim/Elsass, Frankreich*

Grußwort aus Württemberg

„Pfarrverein Baden-Württemberg“ stand im Vorgriff auf den Jüngsten Tag auf einem Hinweisschild, das die Hotelangestellten vor zwei Wochen in Bad Godesberg notiert hatten, als wir Württemberger uns zu einer abendlichen Klausur bei der Mitgliederversammlung des Verbandes der deutschen Pfarrvereine getroffen hatten!! Soweit sind wir (noch) nicht. Aber wir pflegen gute und freundschaftliche Kontakte – nicht nur auf der sachlichen und fachlichen Ebene der uns verbindenden Krankheitshilfe, sondern auch im Blick auf den Protestantismus in Süddeutschland: Frömmigkeitspraxis, diakonische Präsenz, theologische und kirchliche Traditionen sind zwar unterschiedlich, prägen aber in ganz außergewöhnlichem Maß unsere Region. Darum beneiden uns unsere Freundinnen und Freunde von Jenseits der Mainlinie oft. Aber wir können nichts dafür! Und so wollen wir beherzt und konstruktiv diese Beziehungen pflegen und weiter gestalten. Voller Dankbarkeit blicken wir noch zurück auf den ersten gemeinsamen Pfarrertag in Villingen-Schwenningen 2007. Mit Elan gehen wir gerade in die Vorplanung des zweiten Pfarrertages für Baden und Württemberg, den wir 2015 in Konstanz feiern wollen. Unsere geistigen und geistlichen Quellen brauchen wir nicht zu verbergen. Im Gegenteil: Die Gesellschaft wartet darauf. Erwin Teufel, Ministerpräsident a. D., hat bei unserem Studientag, den wir mit dem Priesterrat der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Sommer zum Thema Europa durchgeführt haben, diesen Fragestel-

lungen Priorität eingeräumt: Die Ökonomie darf nicht die Alles bestimmende Größe werden. Die Visionen der Propheten, die Bergpredigt von Jesus und die dadurch gesetzten Maßstäbe haben die deutsche Sozialpolitik und damit unseren materiellen und emotionalen Wohlstand wesentlich begründet. Dieses Erbe gelte es – so Teufel – auch für Europa zu nutzen und zu entfalten.

Mit großem Interesse denken wir Württemberger schließlich noch an mancherlei Beziehungen zwischen Württemberg und dem Elsass: Die Kinderschulbewegung von Johann Friedrich Oberlin hat bei uns viele Früchte getragen und einer unserer bedeutendsten jüngeren „Kirchenväter“ Johann Christoph Blumhardt (1805–1880) konnte seine ganzheitliche Seelsorge in Bad Boll und weit darüber hinaus nur mithilfe von Christoph Dieterlen (1818–1875) ausüben, einem Fabrikanten aus Rothau bei Schirmeck, der vorbildlich von seinem Besitz abgab, damit das „Reich Gottes“ nicht nur in Bad Boll wachse. Blumhardts Sohn Christoph (1843–1919) hat diese Seelsorgebewegung dann schließlich in die damalige Politik eingebracht und indirekt mehrere moderne theologische Väter und politische Funktionsträger beeinflusst. Dank dem Elsass!

■ *Christian Buchholz, Dürnau*

Tätigkeitsbericht des Vorstandes im Rahmen der Mitgliederversammlung auf dem 119. Tag badischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Strasbourg

Liebe Schwestern und Brüder,
sehr geehrte Damen und Herren,

Ein Jahr ist vergangen seit unserem letzten Pfarrertag in Überlingen, bei dem ich als Nachfolger von Traugott Schächtele zum neuen Vorsitzenden des badischen Pfarrvereins gewählt wurde. Ihm sei gleich zu Beginn meiner Rede noch einmal ganz herzlich gedankt. Die Art und Weise, wie er diesen Verein das letzte Jahrzehnt geführt hat, war für mich vorbildlich. Nicht nur die Pfarrertage erfreuten sich in diesen Jahren zunehmender Beliebtheit, was man an den Zahlen auch zum diesjährigen Tag ablesen kann, der Verein war unter seiner Leitung, im engen Schulterschluss mit der Pfarrvertretung stets präsent beim Bedenken der Problemstellungen, die unseren Pfarrberuf anbelangen. So war Traugott Schächtele zum Beispiel der Kontakt zu Dr. Joachim Bauer zu verdanken. Die so genannte Bauerstudie, die uns in Ettligen 2008 vorgestellt wurde und der ja eine Umfrage unter den Kollegen und Kolleginnen zu den Belastungen im Beruf vorausging, ging mit auf seine Initiative zurück. Sein klarer Blick für das Wesentliche, seine theologische Kompetenz, seine Belesenheit, nicht zuletzt seine persönliche und verbindliche Art, haben diese letzten Jahre unseres Vereins nachhaltig geprägt. Traugott Schächtele hinterlässt große Fußstapfen und ich hoffe,



Matthias Schärr

als sein Nachfolger den Anforderungen gerecht zu werden. Dankbar bin ich in diesem Zusammenhang für das gute und kollegiale Zusammenwirken im Vorstand, das sich auch jetzt in der Vorbereitung dieses Tages wieder bewährt hat.

Nun steht also mein erster Bericht an, mit dem der Vorstand Ihnen Rechenschaft ablegen will, über das, was wir in diesem vergangenen Jahr getan und bedacht haben. Ganz allgemein war immer wieder zu spüren, dass der Pfarrverein trotz der immer noch beneidenswert guten wirtschaftlichen Lage keine Insel ist, sondern eingebettet und tangiert von dem, was sich politisch, gesellschaftlich und kirchlich tut. Von so mancher Regelung und vielleicht auch Überregulierung im bundesdeutschen Gesundheits- und Steuerwesen, die der Geschäftsstelle zusätzliche Arbeit bescheren, wird dabei zu berichten sein,

ebenso von den Neuregulierungen des Pfarrdienstrechts der EKD, von der Zusammenarbeit mit den Pfarrvereinen in der Pfalz, Württemberg und Bayern, der sog. „Südschiene“ ebenso wie von internationalen Beziehungen unseres Fördervereins Pfarrhaushilfe und des Vereines selbst.

Das zeigt aber auch, dass wir als Pfarrfrauen und Pfarrer, als Pfarrfamilien, vielfältig vernetzt leben. Das ist gut so und entspricht unserem Dasein und unserem Auftrag in dieser Welt.

Ich bin froh, dass wir in diesen zwei Tagen in Strasbourg den ganz großen Rahmen in den Blick nehmen können, und ich freue mich deswegen auf den Vortrag morgen von Prof. Frédéric Rognon und die Koreferate von Catherine Trautmann und Dr. Andreas Schwab, mit denen wir die Rolle unserer Kirche im religiös und weltanschaulich pluralen Europa bedenken werden. Der Blick für den großen Rahmen hilft uns, unsere Arbeit, die sich manchmal im täglichen Klein-Klein zu verlieren droht, richtig zu verorten.

1. 100 Jahre Pfarrverein in Elsass-Lothringen 2010

Es war schön, dass eine meiner ersten Amtshandlungen als neuer Vorsitzender der Besuch des 100-jährigen Jubiläums des elsässisch-lothringischen Pfarrvereins hier in Strasbourg war. Ich bin sicher, dass wir die großartige Gastfreundschaft, die Reinhard Sutter und ich damals erlebten, auch in diesen Tagen zu spüren bekommen werden.

2. Neue Leitung Förderverein Pfarrhaushilfe

Auch ein zweiter Punkt im letzten Herbst betraf den europäischen Rahmen unseres Handelns. Im vergangenen November 2010 hat Gerhard Wunderer die Leitung des Fördervereins Pfarrhaushilfe in die Hände von Hans Kratzert übergeben hat. Die direkten und passgenauen Hilfen, die über diesen kleinen aber feinen Verein, für den viele von Ihnen regelmäßig spenden, für Pfarrfamilien und jedes Jahr auch für einen Stipendiaten geleistet werden können, gehören zu unserem Portfolio und stehen uns gut an. Dass Netz vielfältiger Beziehungen und Verbindungen, das Gerhard Wunderer hier geknüpft hat, wird nun von seinem Nachfolger weiter gepflegt und ausgebaut werden können. Gerhard Wunderer sei an dieser Stelle noch einmal ganz herzlich gedankt für all sein Engagement. Lieber Hans, Dir wünschen wir für diesen Dienst viel Erfolg und Gottes Segen, aber ich weiß ja auch wie gut du schon in das Geschäft eingestiegen bist.

3. Neue gesetzliche Rahmenbedingungen

Von Europa komme ich zum bundesdeutschen Kontext unseres Vereins: Wie angedeutet haben sich auch in den gesetzlichen Rahmenbedingungen Veränderungen ergeben.

a) Mit dem Arzneimittel-Rabattgesetz sollte den Pharmafirmen Grenzen gesetzt werden. Versicherungen und so auch die Beihilfe und wir haben die Möglichkeit, bei einer extra eingerichteten Stel-

le in Berlin die Rechnungen für bestimmte Arzneimittel einzureichen und einen Rabatt zu erwirken. Dies erfordert aber eine genaue Erfassung aller Rezepte und die Zusammenfassung auf speziell dafür zu erstellenden Listen. Die Verwaltungsarbeit ist enorm. Wir haben uns entschlossen, an diesem Rabattsystem nicht teilzunehmen. Das hätte nämlich nicht nur bedeutet, dass Sie alle ein Doppel der Rezepte bei uns einreichen müssten, auch unsere Geschäftsstelle müsste diese mühsam erfassen. Der Mehraufwand für die Verwaltung hätte den Rabatt aus den Rezepten wieder neutralisiert. Dazu kommt, dass die Rabatte in der nächsten Zeit bereits wieder sinken werden.

Die Abschmelzung der Rentenbezüge von 75 auf 71,75 % des letzten Bruttogehaltes sind mit Mai dieses Jahres erreicht gewesen. Wir haben bis dahin auch in der Abschmelzungsphase 7 % von 75 % des letzten Gehaltes als Pfarrvereinsbeitrag einbehalten. Unsere relativ gute finanzielle Lage erlaubt es uns, nun weiterhin nur 7 % von 71,75 % als Beitrag der Ruheständler zu verlangen und den Beitrag für die Ruheständler nicht auf 7,x % zu erhöhen, um auf dem alten Beitrag zu bleiben. Die Abschmelzung bedeutet zwar eine Mindereinnahme von rund 45.000 Euro im Jahr. Wir taten das aber unter anderem auch mit Blick auf die Pfarrwitwen, die auch vom abgeschmolzenen Beitrag nur 60 % bekommen werden und damit finanziell nicht richtig gebettet sind. Wir müssen darüber später noch einen förmlichen Beschluss fassen, der Ihnen, wie ich mutmaßle, aber nicht schwer fallen wird.

Ein weiterer Beschluss wird der Vereinfachung bei kleinen Mehrfachrenten wie zum Beispiel für Kindererziehungszeiten dienen; auch dazu nachher mehr.

b) Ein großer Aufwand war für die Geschäftsstelle die Ausstellung der neuen Bescheinigungen für die Steuererklärung, auf denen Vereinsbeitrag und Krankenhilfebeitrag nun getrennt ausgewiesen werden mussten. Auf dem Lohnsteuerzettel der Landeskirche fehlte, wie Ihnen aufgefallen sein dürfte, der Betrag des Pfarrvereins. Stattdessen mussten über 2.000 Belege erstellt und versandt werden. Zugleich mussten an eine Zentralstelle in Nürnberg pro Mitglied fast 100 Merkmale gemeldet werden. Dank sei an dieser Stelle an die Geschäftsstelle gerichtet, die diese Verwaltungsaufgabe neben dem laufenden Geschäft her zu bewältigen hatte.

4. Pfarrdienstgesetz EKD

Von bundesdeutschen Gesetzgebungen komme ich zu den innerkirchlichen Veränderungen der Gesetzeslage. Auch das neue Pfarrerdienstgesetz der EKD beschäftigte uns.

a) Hilfreich und gut war, dass ich als Mitglied der Pfarrvertretung zusammen mit dem Vorsitzenden Reinhard Sutter beim Studientag der Synode im Januar zu den kritischen Themen des neuen Gesetzes teilnehmen konnte.

b) Zu einem weiteren Tag im Februar luden wir dann gemeinsam mit der Pfarrvertretung und dem Fachverband der

Religionslehrer und Religionslehrerinnen ein. Hintergrund waren Irritationen in Bezug auf den § 107 Abs. 2 des alten badischen Pfarrdienstgesetzes, bei dem davon gesprochen wurde, dass Religionslehrerinnen und -lehrer verpflichtet sind, „Dienste in der Gemeinde wahrzunehmen. Insbesondere soll dies die Kooperation zwischen Schule und Gemeinde fördern.“ Dies wurde seitens der Kolleginnen und Kollegen als mangelnde Wertschätzung der Arbeit in der Schule empfunden. Sie empfanden hier eine Unterstellung, der Beruf des Schulpfarrers sei im Gegensatz zum Gemeindepfarramt nicht in dem Maße ausgefüllt, dass nicht noch weitere Aufgaben dazukommen könnten. In einer vertrauensvollen Atmosphäre unter Anwesenheit der Oberkirchenräte Dr. Christoph Schneider-Harpprecht und Dr. Matthias Kreplin konnten viele auch emotionale Diskussionspunkte ausgesprochen werden und ein gemeinsamer Weg in der Angelegenheit in den Blick genommen werden. Dies nicht zuletzt auch durch die Ausführungen von Kirchenrat Kai Tröger, der zu Beginn in die Veränderungen zu diesem Punkt ins neue PfdG EKD eingeführt hatte. Hier taucht dieser Punkt auch nicht mehr einseitig auf. § 25 Abs. 4 legt die Dienstgemeinschaft und Aushilfe zwischen allen Kolleginnen und Kollegen zu Grunde. Auch die Durchführungsbestimmungen zu § 107 Abs. 2 sind bis auf weiteres ausgesetzt.

c) Herrn Tröger hatten wir dann auch im Mai bei der Sitzung des Erweiterten Vorstands zu Gast, wo er uns in das

neue PfdG-EKD einführte. Er stellte uns bei dieser Gelegenheit auch die Bereiche vor, in denen durch die Öffnungsklauseln die Möglichkeit besteht, mit zu gestalten und badischen Besonderheiten Ausdruck zu geben. Besonders positiv hervorzuheben waren seine Anmerkungen, dass das perspektivische Mitdenken der Pfarrerschaft vertreten durch Pfarrvertretung und Pfarrverein durchaus erwünscht ist.

5. Verbindung zu anderen Pfarrvereinen

Von den bundesdeutschen Gesetzgebungen lassen Sie mich den Bogen schlagen zum Bundesverband der Pfarrvereine.

a) Vor zwei Wochen waren sechs Mitglieder aus Vorstand und erweitertem Vorstand auf der Sitzung des Verbands deutscher Pfarrvereine. Der Vorstand wurde auf dieser zweitägigen Sitzung in Bonn-Bad-Godesberg neu gewählt. Alter und neuer bewährter Schatzmeister ist Reinhard Sutter, der mit überwältigender Mehrheit gewählt wurde. Klaus Weber, Pfarrvereinsvorsitzender aus Bayern, gab nach 18 Jahren den Vorsitz weiter. Neu gewählt wurde Thomas Jakobowski aus der Pfalz. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, dass in der badischen Geschäftsstelle auch ein Büro des Verbandes mit einer Mitarbeiterin, die hier halbtags tätig ist, untergebracht ist.

b) Beschäftigt hat uns in der Vorsitzendenrunde auch der Artikel von Jochen Vollmer: „Vom Nationalgott Jahwe zum Herrn der Welt und aller Völker“ aus dem

Deutschen Pfarrerblatt 8/2011. Der Beitrag führte zu erheblichen Irritationen im christlich-jüdischen Kontext, aber auch weit darüber hinaus. Auch wenn der Vorstandsvorstand klar gestellt hat, dass sich sowohl Verband als auch die Vereine auf dem Boden der landeskirchlichen und EKD-Beschlüsse zum Verhältnis von Kirche und Israel befinden, konnte nicht verhindert werden, dass die Rezeption des Artikels in der deutschen Presse und in einschlägigen Internetblogs zu Kommentaren geführt hat, bei der sich die evangelische Pfarrerschaft Deutschlands plötzlich vor Rechtfertigungsbedarf gestellt sah. Am 1. 9. fand auch zu diesem Thema ein Gespräch mit dem Präses der EKD, Nikolaus Schneider, statt, das wohl zur Klärung beitragen konnte. Im Pfarrerblatt 9/2011 wird die Diskussion nun fortgesetzt, im Heft 10/2011 wird ein weiterer Artikel erscheinen.

c) Schön und fruchtbar war auf der Verbandstagung auch der Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Landeskirchen. Die Verbundenheit kommt auch hier zum Ausdruck. Ich begrüße an dieser Stelle ganz herzlich Vertreter aus der Pfalz, aus Württemberg, aus Hessen und Bayern, aus dem Rheinland und aus Westfalen. Sogar aus Berlin haben wir einen Vertreter zu Gast. Schön, dass Sie da sind.

d) Vom EKD-weiten Kontext ziehe ich den Kreis noch etwas enger. Im Mai traf sich die sog. Südschiene: Pfarrvereine aus der Pfalz, Bayern, Württemberg und Baden fanden sich in Künzelsau zusam-

men. Das Treffen diente dem gegenseitigen Kennenlernen. Manchmal staunte ich darüber, wie verschieden man Dinge organisieren kann. Gleichwohl existieren wir im gleichen gesellschaftlichen Kontext. Deswegen besprachen wir Themen wie Residenzpflicht, Leben im Pfarrhaus und Nachwuchsgewinnung, die uns alle betrafen. Schön war der kollegiale Austausch über die Grenzen hinweg. Dank an dieser Stelle nochmals den Württembergern für die tolle Organisation.

6. Unser Verein

Nun zu unserem eigenen Verein:

a) Über die wirtschaftliche Situation wird uns nun gleich Reinhard Sutter informieren. Als altgedienter Verbandschatzmeister ist er mit den Zahlen auch unseres Vereins bestens vertraut. Soviel sei angemerkt, im Gegensatz zu den heute üblichen wirtschaftlichen Hiobsbotschaften ist bei uns eigentlich fast nur Erfreuliches zu berichten.

b) In den fünf Sitzungen zwischen den Pfarrertagen beschäftigte uns natürlich die Vorbereitung der Tage hier in Strassbourg. Dank an dieser Stelle an Reinhard Sutter, der als Kollege vor Ort unheimlich viel organisierte. Ganz herzlichen Dank an das Team in der Geschäftsstelle.

c) Diesen Dank an die Geschäftsstelle muss ich generalisieren für die tägliche Arbeit, die in der Reinhold-Frank-Straße geleistet wird. Mit nur zweieinhalb Stellen wird hier die ganze Arbeit schnell, gewissenhaft und zuverlässig geleistet.

Zwei Bitten der Geschäftsstelle möchte ich hier auch gleich weitergeben:

- Die eine betrifft die eben genannten Selbstzahler unter unseren Mitgliedern. Diese müssen ihre Bezüge selbst mitteilen, da sie ihr Gehalt nicht vom Evang. Oberkirchenrat beziehen. Hier kommt es immer wieder zu Verzögerungen. Eine herzliche Bitte an alle Selbstzahler, bitte achten Sie darauf, die Bezugsmittelungen zeitnah an die Geschäftsstelle zu versenden.

- Ehepartnerinnen und Ehepartner werden in der Krankenhilfe des Pfarrvereins grundsätzlich mit berücksichtigt. Verdienen sie allerdings selbst, so sind wir auf Ihre Meldung angewiesen. Auf jedem von uns erstellten Bescheid steht ein entsprechender Hinweis. Trotzdem wird diese Meldung gelegentlich ignoriert. Dies führt zu erstaunten Gesichtern und kräftigen Nachzahlungen des Ehegatten-Beitrages. Bitte vergessen Sie diese Meldungen nicht.

d) Danken möchte ich auch den Mitgliedern des Vorstands. Das freundschaftliche und kollegiale Miteinander macht Freude. Ein besonderer Dank geht an das Team der Schriftleitung, Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath. Seit einiger Zeit sind unsere Pfarrvereinsblätter als Themenhefte gestaltet. Wir bekommen darauf gutes Feedback und merken daran, dass ganze Klassensätze nachbestellt werden, dass sie ankommen. Sie alle sind immer wieder aufgerufen sich auch inhaltlich zu beteiligen. In jeder Nummer ist das Thema der folgenden veröffentlicht mit dem Hinweis, dass dazu Beiträ-

ge eingereicht werden können. Hinter jeder Nummer steckt dann eine Menge Arbeit, denn auch die aktuellen Informationen fehlen nicht. Herzlichen Dank den beiden dafür.

e) Den gleichen Dank gebe ich an den erweiterten Vorstand weiter. Sie sind als Bezirksvertreter die Vertrauensleute, wie es nebenan in Württemberg heißt, die Entwicklungen und Diskussionen im Verein und auch aus der Pfarrvertretung und umgekehrt Fragen und Probleme aus der Pfarrerschaft wechselweise kommunizieren können. Dafür herzlichen Dank.

Ich habe beim ganz großen europäischen Rahmen unseres Tuns begonnen und bin in der täglichen Arbeit unseres Vereins angekommen. Zum Schluss möchte ich zum großen Rahmen wieder zurückkehren, freue mich auf zwei Tage im europäischen Kontext und wünsche uns dafür viel Freude, gute Begegnungen und Gottes Segen.

■ *Matthias Schärr, Heidelberg*

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade Gedanken anlässlich des 25jährigen Ordinationsjubiläums 2011

Die „Dreirosen-Buvette“ in Basel, ein Gartencafé am Rheinufer, herrlicher Sonnenschein. Hier sortiere ich gelegentlich meine Gedanken. Heute im Vorblick auf den Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer in Strassbourg und das 25jährige Ordinationsjubiläum.

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.

Sehr genau erinnere ich mich an den Tag meiner Ordination am Sonntag „Zum Guten Hirten“ im Jahre 1986, in meiner Ausbildungsgemeinde Rheinbischofsheim durch meinen Lehrpfarrer Joachim Plagge. Besonders an dieses Bibelwort, das mir eine liebe Freundin aus Mannheim, die frühere Seelsorgerin am dortigen „Zentralinstitut für seelische Gesundheit“, Gertrud Rücklin, unter Handauflegung zugesprochen hat. Es hat mich berührt, ermutigt, Kraft gegeben. – Es ist etwas Schönes, Wertvolles, für den eigenen Beruf gesegnet, ermutigt, berufen zu werden. Ein Haltepunkt, fester Grund. – Und so: Ist der Segen nicht etwas vom Kostbarsten, das wir weiterschenken können – Menschen zum Leben ermutigen. Unser Berufsstand gehört hier zu Privilegierten: wie oft werden wir gesegnet (und gefeiert): bei jeder Einführung und Verabschiedung, beim Ordinationsjubiläum, beim Eintritt in den Ruhestand.

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.

In den ersten Berufsjahren habe ich manches Mal daran gedacht, als es darum ging den eigenen Weg zu finden, das eigene Profil, zu dem zu stehen, was mir wichtig ist, oft gegen die Erwartungen von Gemeindegliedern. Schön, nun zu erleben, wie ich nach 25 Dienstjahren Anerkennung spüren darf für das, was ich tue. Natürlich gehören die Zweifel dazu. Wie sollen wir heute Kirche Jesu sein? Da gibt es viele Möglichkeiten, die unsere Kirche bunt und vielfältig machen. Vielfältiges Engagement von Menschen in den Gemeinden.

Doch gibt es nicht den einen Weg. Das verunsichert auch. Dann ist für mich die Ordination Ermutigung, in der kritischen Reflexion mit anderen das zu tun, was ich einbringen kann, meine Gaben und Begabungen. Und darauf zu vertrauen, dass „der Liebe Gott“ schon was daraus macht.

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.

– Vielleicht ist das sogar für mich das schönste Geschenk unseres Berufes: Menschen zum Leben ermutigen zu dürfen. Dass junge Menschen auf ihrem Weg gestärkt werden oder mitten im Leben Herausgerissene dennoch im Herzen ermutigt werden, Leid oder gar Tod „annehmen“ zu können, ihren Weg bewusst gehen können.

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.

Ein paar Fragen beschäftigen mich

aber doch, und, das sei vorausgeschickt, ich muss mich selber ihnen stellen:

Es gibt Vielfalt in der Kirche. Doch ist es nur eine begrenzte Vielfalt? Wir sind Studierende. Gehören, neudeutsch, zum Bildungs- oder Selbstverwirklichungsmilieu. Wie finden wir nicht nur Unseresgleichen? Haben wir wirklich den Zugang zu denen, die es schwer haben in unserer Gesellschaft? Berichte über die Schriftstellerin Mirijam Günter haben mich fasziniert, die mit „abgedrehten“ Jugendlichen Schreibwerkstätten macht. Tolle Sachen, die dabei rauskommen. Natürlich gibt es auch in der Kirche tolle Projekte. Doch genug? Und schätzen wir ausreichend die Berufsgruppen, die hier andere Fähigkeiten einbringen: Religionspädagogen, Sozialarbeiterinnen, etc. Arbeiten wir genügend zusammen mit ähnlichen Initiativen?

„Kirche bei Gelegenheit“ ist wichtig. Die Kasualien sind wichtig, Lebensbegleitung. Doch an die Nähe des Reiches Gottes zu glauben hat auch eine politisch-gesellschaftliche Dimension. Wie „suchen wir der Stadt Bestes“? Wie „würzen“ wir das Gemeinwesen, in dem wir leben – oder streuen Salz in die Wunden? Und in ausreichendem Maße?

Es wird viel gesprochen vom Bedeutungsverlust der Kirche. Da und dort spüren wir ihn. Das hat Auswirkungen auf die Psyche. Zugleich bekümmert mich manchmal, wie oft ich Kolleginnen und Kollegen sarkastisch reden höre über ihren Berufsalltag. Oder dass sie zeigen müssen, wie sehr sie eingespannt sind, keine Zeit haben. – Was können wir tun, dass unser

Beruf mit Freude getan werden kann? Berufung als ermutigende Beauftragung, nicht als Ruf in die Pflicht.

Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht aus Gnade.

25 Jahre Ordination. Gelegentlich frage ich mich, was ich tun würde, wenn ich „nochmal vornedran“ wäre. Journalist zu sein könnte ich mir auch vorstellen. Bin dann selber ein wenig erstaunt, wenn mir in den Sinn kommt: Vielleicht war es ja doch Berufung. Ob ich meiner Tochter empfehlen würde Theologie zu studieren weiß ich nicht. Und wie ich mich in der Kirche engagieren würde, wenn ich ein „ganz normaler“ Berufstätiger wäre, das weiß ich auch nicht. Aber es gibt diesen Punkt: die Ordination. Irgendwie ist sie mir Ermutigung „etwas zu sein“ in dieser Welt in der Gemeinde Jesu.

■ *Martin Abraham, Lörrach*

Gedanken anlässlich des 40jährigen Ordinationsjubiläums 2011

Anlässlich meines 40. Ordinationsjubiläums soll dieser Beitrag – so entnehme ich einem Schreiben des Pfarrvereins – einen kleinen Einblick geben in die „Entwicklungen und Befindlichkeiten“ meines Jahrgangs bzw. meiner Generation. Auch „persönliche Dinge“ dürfen zur Sprache kommen. Höchstens 10 Minuten sind dafür vorgesehen. Dafür habe ich Verständnis. Also, nutze ich ohne große Einleitung die mir eingeräumte Zeit (und halte mich an mein Manuskript, um einem Laster des Alters nicht zu erliegen: der Geschwätzigkeit).

1971 – Namen von damals, in Auswahl, wie sie mir zufällig eingefallen sind: Hans-Wolfgang Heidland war Bischof. Der aristokratisch wirkende Oberkirchenrat Günther Wendt war der leitende Jurist, der gerade die neue Grundordnung durch die Synode gebracht hatte. Darin der damals umkämpfte Satz: „Pfarrer im Sinne der Grundordnung ist auch die Pfarrerin.“ (damalige GO § 50 Abs. 2) Ein Satz, der Theologinnen den Weg in alle kirchlichen Ämter öffnete. Es gab den vor neuen Ideen sprühenden, unkonventionellen Oberkirchenrat Karl-Theodor Schäfer. Privat fuhr er in einem 2 CV durch die Lande. Hans Bornhäuser war Prälat in Südbaden, zu dessen Pfarrkollegs es auch gehörte, verpflichtend für alle, am von ihm angeleiteten Frühsport teilzunehmen! Präsident der Landessynode war der Mannheimer Jurist Angelberger –



Ernst Weißer

in diesem Amt korrekter als ich es mir damals als Vikar vorstellen konnte. Menschen wie diese (und noch viele mehr) tauchen in meiner Erinnerung auf. Menschen sind und waren es, die für mich unsere badische Landeskirche prägten und mir ein Heimatgefühl vermittelten.

Einige prägende Entwicklungen vor 40 Jahren, an die ich mich spontan erinnere, ohne jede Recherche: Die beginnende Fort- und Weiterbildung. Die Abkürzung FWB entstand damals, das erste Titelblatt des FWB-Angebots war handgefertigt – im Zeitalter vor dem PC.

Zunächst das *Kontaktstudium*. Was nachfolgende Generationen selbstverständlich in Anspruch nahmen und nehmen, damals war es wirklich ein ganz neues Fortbildungsangebot innerhalb der EKD. Bislang hatten nur die damals drei Präla-

ten das Recht und die Pflicht, Fortbildung in Form von Pfarrkollegs anzubieten. Bischof Heidland, vor seinem Bischofsamt Professor für Praktische Theologie in Heidelberg, hatte diese Idee und setzte sie auch finanziell durch. Ein wirklich freies Angebot. Jeder konnte nach einigen Jahren im Pfarramt in Heidelberg noch einmal ein Sommersemester lang studieren, was er wollte.

Es folgten weitere neue Angebote: *Studienkurse* nannte man sie, thematisch bestimmte, dreiwöchige Angebote, vor allem im Studienhaus in Heidelberg. Es folgten auch – ungewöhnlich damals – „nicht-gegenständliche“ *Meditationsangebote*. Gegen alle Widerstände und Kritik hat Bischof Heidland dieses Angebot verteidigt. Diese Ausweitung von Fortbildung über die Pfarrkollegs der Prälaten hinaus bedeutete vor allem eine *inhaltliche Öffnung* der Theologie und praktischen Theologie zu den – wie man damals sagte – „Hilfswissenschaften“: vor allem Psychologie und Soziologie.

Die *Soziologie* sollte helfen, gesellschaftliche und strukturelle Entwicklungen zu erkennen, die relevant waren oder werden könnten für das „Wächteramt“ der Kirche. Unvergessen sind mir in diesem Zusammenhang Ansprachen, die Bischof Heidland bei seinen „Besuchswochen“ (das waren die „Bezirksvisitationen“ damals) bei Empfängen vor politisch Verantwortlichen hielt. Nur ein Beispiel: In Rastatt sprach er über die entstehende landwirtschaftliche Brache zwischen Rastatt und Karlsruhe als Folge der forcier-

ten Industrialisierung im Rheintal. Ein Aha-Erlebnis für viele politische Verantwortungsträger damals: ein Bischof stellt ein Problem dar, das viele von ihnen noch nicht kannten und dessen Tragweite sie auch noch nicht sahen. Und er erinnert an die Folgen für die Menschen in einem Lebensraum, den man damals – man kann es sich heute kaum vorstellen – in einer Planungseuphorie als Siedlungsraum aufgeben wollte. Es gab damals Ideen der Raumplaner, die sahen vor: die Rheinebene wird zur Industriezone erklärt bzw. frei gegeben, die Menschen haben sich in die Seitentäler von Schwarzwald und Kraichgau zurückzuziehen.

Es war auch die Zeit, als der Widerstand gegen das Kernkraftwerk in Whyll sich bildete, vom Bischof im Hintergrund befürwortet, nachdem er sich gründlich durch Atomphysiker des Forschungszentrums in Leopoldshafen hat informieren lassen.

Die Psychologie, genauer: die *Tiefenpsychologie*, sollte helfen, die Seelsorge der Kirche zu intensivieren und der Theologie neue Dimensionen erschließen. Bischof Heidland, der persönlich gute Erfahrung mit der von Carl Gustav Jung geprägten tiefenpsychologischen Denk- und Arbeitsweise gemacht hatte, führte die sog. „Pastoralpsychologische Fortbildung“ (PPF) in unserer Landeskirche ein – im Gegensatz zu den anderen Landeskirchen, die in ihre Fortbildungsangebote die von den USA kommenden Fortbildungsformen einfügten, etwa „Clinical Pastoral Training“ (CPT). Für uns damals

war dies alles neu, aufregend und auch anregend. Es stellte theologisches Denken und die meist unbewusst vorhandene Anthropologie auf den Prüfstand. Es erweiterte, ergänzte, veränderte vorhandenes Denken bei jenen, die sich darauf einließen.

Vielleicht kann man diese fast revolutionär zu nennende Entwicklung und ihre Folgen bis in die Theologie hinein anhand von Namen kurz andeuten: Für mich liegen „Welten“ zwischen der Exegese eines Günter Bornkamm in Heidelberg während meines Studiums und der Arbeitsweise von Gerd Theißen, der Soziologie und Psychologie in die Exegese einbezieht. Seine Bücher verschlinge ich heute mit großem Gewinn. Im Kontaktsemester vor einigen Jahren habe ich ihn noch gehört über den historischen Jesus – für mich eine ganz andere, zum Dialog befreiende Sicht als etwa jene von Günter Bornkamm oder auch Hans Conzelmann, den ich in den 60er Jahren in Göttingen hörte.

Ein großes Anliegen für Bischof Heidland war es auch, der *Homiletik* neue Impulse zu geben. Neu waren damals seine Bildpredigten in der Karlsruher Stadtkirche unter Verwendung von moderner Malerei, auch Plastik. Sein grundlegendes Buch zu diesem Thema „Das Verkündigungsgespräch“, in dem er auch Einsichten des Heidelberger Hermeneutikers Hans-Georg Gadamer verarbeitete, blieb ohne Wirkung, aus meiner Sicht: leider.

Ebenso der damaligen Zeit voraus war die von Bischof Heidland angestoßene

Diskussion über Chancen und Grenzen der Parochie. In vielen Sitzungen erarbeitete eine von ihm einberufene Arbeitsgruppe ein Papier mit dem Titel „Kooperation als geistliche Chance“. Also Kooperation in einer Zeit, als nicht schwindende finanzielle Mittel und zurückgehende Zahlen von Pfarrerinnen und Pfarrern zum Zusammenschluss zwangen, sondern Kooperation empfohlen als eine Chance, die unterschiedlichen Gaben der Hauptamtlichen eben durch Kooperation zu bündeln und „Schwächen“ durch Zusammenarbeit auszugleichen – „als geistliche Chance“! Vielleicht lohnt sich heute, unter anderen Bedingungen noch einmal in diese kleine Sonderausgabe der damaligen Zeitschrift für Mitarbeiter zu schauen. Sie hieß schlicht „Mitteilungen“. Die Kirchenzeitung damals hieß übrigens „Aufbruch“ und – ich fand – passend dazu war der Name des Chefredakteurs: Stürmer.

Erinnerungen an meine Anfangsjahre vor 40 Jahren. Streiflichter – wie ich finde – aus einer lebendigen, sich öffnenden Landeskirche, in der ich gerne – überwiegend gerne – mitgearbeitet habe. Für diese Möglichkeit einer sinnvollen Mitgestaltung von protestantisch geprägtem Glauben bin ich sehr dankbar. Und dass ich diesen Dank heute hier so in großer Runde sagen kann, dafür danke ich dem Pfarrverein, „unserem“ Pfarrverein. Und Ihnen danke ich fürs Zuhören.

■ *Ernst Weißer, Freiburg*

„Die Rolle der Kirche in einem religiös und weltanschaulich pluralen Europa“

Hauptvortrag von Prof. Dr. Frédéric Rognon im Europaparlament
Strasbourg

Sehr geehrte Frau Abgeordnete,
sehr geehrter Herr Abgeordneter,
Sehr geehrter Herr Bürgermeister,
Sehr geehrte Herrn Kirchenpräsidenten,
Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde!

Es ist mir eine große Ehre und Freude, in diesem hohen Haus zu Ihnen sprechen zu dürfen, insbesondere da ich eine Frage aufwerfe, die mir am Herzen liegt: Welche Rolle können Kirchen in einem religiös und weltanschaulich pluralen Europa spielen? Und welche Art Gegenwart in der Welt kann den Christen in Europa angeboten werden?

Sogleich liefere ich Ihnen die These, die ich jetzt vor Ihnen vertreten werde. Diese wird Ihnen vielleicht provokant erscheinen. Ich würde mir dennoch wünschen, dass Sie sie nicht als Provokation empfinden, sondern als Vorschlag und Beitrag zu einer Diskussion ohne Tabus, mit der die Protestanten auf einzigartige Weise verbunden sind. Hier ist also meine These: **Die Kirchen sollten nicht dort gegenwärtig sein, wo man sie erwartet, sondern da, wo man sie nicht erwartet.**

Ich werde mich nun bemühen, diesen Standpunkt darzulegen, indem ich auf jeweils beide Teile dieser Aussage eingehe.



Frédéric Rognon

1. Zunächst der erste Teil der Aussage: **Die Kirchen sollten nicht dort gegenwärtig sein, wo man sie erwartet.** Diese Aussage bringt die berühmte Dialektik des Johannes zum Ausdruck: „In der Welt, aber nicht von der Welt“ (Joh 17, 11-18). In der Welt sein, ohne von der Welt zu sein, schließt zwei gegensätzliche Positionen aus: einerseits die Anpassung der Kirche an die Welt (ihre „Konformisierung“ oder ihre „Mondänisierung“), andererseits die Desinkarnation der Kirche (der Verlust jeglichen Bezugs der Kirche zu der Wirklichkeit der Welt). Die Kirche ist also in der Welt, ohne weltlich zu sein. Sie ist gegenwärtig in der Gesellschaft, ohne dieser anzuhafte. Ihre gesamte Gegenwart zeugt von einer radikalen Andersartigkeit. Und dies ist die unbequeme Ausgangslage, sozusagen des „Messers Schneide“, auf der die Christen zu gehen aufgerufen sind.

Wo also erwartet man die Kirchen in dem heutigen pluralen Europa? In der Desinkarnation und der Konformisierung, diesen „Problemfeldern“, von denen die Christen sich freimachen müssen. Diese beiden „Schwachstellen“ stellen auch zwei ewige Versuchungen dar, denen die Kirchen nicht immer standgehalten haben, und deren größte Verfechter manchmal Christen waren. **Man erwartet von den Kirchen, dass sie sich loslösen.** Dies ist vor allem in Frankreich und auch in der Region Elsass-Mosel so, wenn hier auch in einem geringeren Umfang. Im Allgemeinen wird hier angenommen, dass die Kirchen die Aufgabe haben, sich mit ihren internen Fragestellungen zu befassen und sich in den Dienst der geistlichen Bedürfnisse ihrer Mitglieder zu stellen, ohne an das „Politikmachen“ zu denken. Die geschichtlichen Ereignisse der vergangenen Jahrhunderte in Frankreich erklären diese brüske Haltung teilweise, sowie die verhärtete Haltung bei einem Teil der öffentlichen Meinung und der Medien, sobald die Kirche – und in Frankreich wird unter dem Wort Kirche in erster Linie die katholische Kirche verstanden – aus der Rolle her austritt, die ihr traditionell zugewiesen wird.

Vonseiten der Christen, und das heißt auch und in besonderem Maße der Protestanten, beruht die Rechtfertigung für diesen Rückzug der Kirche auf einer besonderen Lesart des Wortes Christi „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist“ (Mt 22, 21; Lk 20, 25) und gleichzeitig des theologischen Motivs der Zwei-Reiche-Lehre. Diese besondere Aus-

legung grenzt an Überinterpretation, wenn der Text vom Kontext getrennt wird. Ob es um das evangelistische Logion geht, das willkürlich aus der Perikope, in der es eingebettet ist, entnommen wird, oder ob es der Lutherkorpus ist, neformuliert bei Zwingli und Calvin, der dem spezifischen Reformationskontext des 16. Jahrhunderts entrissen wird: in beiden Fällen wird man der biblischen Anthropologie nicht gerecht. Diese ist alles außer dualistisch, alles außer der Ausdruck einer unüberwindlichen Kluft zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen. Erinnern wir uns daran, dass der Mensch in der Heiligen Schrift mindestens eine Dreiheit ist: Körper, Seele und Geist. Vielleicht ist der Mensch aber sogar eine Siebenheit: Körper, Seele, Geist, Eingeweide, Herz, Verstand und Fleisch. Und jedes seiner Bestandteile ist eng mit den sechs anderen verbunden.

Aber paradoxerweise erwartet man von den Kirchen, dass sie sich loslösen, und gleichzeitig, **dass sie sich engagieren, dass sie weltlich werden und sich der Welt anpassen.** Der große Widerspruch besteht nun darin, dass es oft die gleichen sind, die den Kirchen gegenüber diese scheinbar widersprüchlichen Erwartungen ausdrücken. Daher muss uns dieses Paradoxon alarmieren und uns dazu veranlassen herauszufinden, ob diese beiden Erwartungshaltungen tatsächlich widersprüchlich sind. Gestatten Sie mir, dass ich daran zweifle. Denn was erwartet man eigentlich genau, wenn man von den Kirchen erwartet, dass sie sich engagieren? Es scheint so, als seien es

zwei Bereiche, auf die die Gesellschaft die Aufgaben der Kirche beschränkt: die Inkantation¹ und die Diakonie. In Bezug auf diese beiden „Nischenaufgaben“ unterscheidet sich die Situation in Deutschland und Frankreich kaum, trotz der großen Unterschiede, die mit dem demographischen Gewicht der protestantischen Kirchen diesseits und jenseits des Rheins zusammenhängen. Schon immer, oder zumindest seit Konstantin, wurde von der Kirche erwartet, dass sie die soziale Ordnung durch ihre religiöse Legitimation unterstützt. Diese Art Rechtfertigung hatte jahrhundertlang Gültigkeit. In einem pluralen und demokratischen Europa aber läuft sie Gefahr, sich auf die Inkantation zu beschränken. Von den Kirchen wird erwartet, dass sie Brüderlichkeit, Solidarität, Gerechtigkeit, Versöhnung und Frieden predigen. Was unterscheidet die Kirchen dann aber von der Politik und der Zielsetzung des europäischen Aufbauswerks, wenn sie diese inkantatorische Rolle auf sich nehmen? Würden die demokratischen Werte mit den Werten des Evangeliums verwechselt werden? Und hätten die Kirchen folglich dann nichts mehr zu sagen und zu tun, was ihnen eigen ist? Was wäre der Unterschied zwischen einem Bürger und einem Christen, zwischen einem nicht-christlichen Bürger und einem christlichen Bürger?

Die zweite Nischenaufgabe ist die Diakonie. Von Kirchen wird erwartet, dass sie das einbringen, was sie am besten können: den Dienst an den Ärmsten und Schwächsten, ein „durch-den-Staub-Gehen“ im Sinne der Bedeutung des Wortes

„Diakonie“. Anders gesagt wird von den Kirchen erwartet, dass sie Krisenmanagement leisten, Ausgegrenzten Direkthilfe anbieten und Weinenden Trost spenden, und nicht so sehr, dass sie nach den Gründen der Krise selbst fragen. Und genau in diesem Licht scheinen die Erwartungen an die Desinkarnation und die Konformisierung überhaupt nicht mehr widersprüchlich. Im Gegenteil, sie ergänzen, nähren und stärken sich gegenseitig.

Ich vertrete also die Vorstellung, dass die Kirchen nicht dort präsent sein sollten, wo es von ihnen erwartet wird. Und noch einmal: Dies ist von meiner Seite eher als Anregung und nicht als Forderung an Sie gedacht! Und es bedeutet keineswegs, dass die Kirchen sich von jeglichem diakonischen Engagement lossagen müssten. Das liegt mir völlig fern! Es heißt ebenso wenig, dass sie auf jegliches spirituelle Leben aufgrund der Gefahr der Desinkarnation verzichten müssten. Es bedeutet aber, dass sie ihr diakonisches Engagement und das Angebot der geistlichen Selbstbesinnung anders leben sollten, als die Gesellschaft es sich vorstellt, und anders, als der sie umgebende Konformismus es ihnen vorgibt. Ein Anfang wäre der Verzicht auf jede inkantatorische Haltung. „In der Welt sein, ohne von der Welt zu sein“. Aber wie dort gegenwärtig sein, wo man uns nicht erwartet? Darauf werde ich mich im zweiten Teil meines Vortrags beziehen.

2. Die Kirchen sollten also dort gegenwärtig sein, wo es nicht von ihnen erwartet wird. Die Beziehung zwischen

Kirche und Staat, Christen und Zivilbehörden ist seit zweitausend Jahren ein immer wieder auftretendes Thema. Wie der Schriftkorpus belegt, taucht es bereits zu Beginn der Kirche auf. Zwei Bibelstellen verweisen neben vielen anderen auf dieses Thema, aber ein Vergleich dieser beiden Stellen kann sich lohnen. Es handelt sich um Römer 13, 1-7 (Vers 1: „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, denn alle staatliche Obrigkeit kommt von Gott“) und Apostelgeschichte 5, 27-32 (Vers 29: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“; siehe: Apg 4, 19). Diese beiden Perikopen scheinen sich zu widersprechen. In Wirklichkeit aber können sie sich bei eingehender Betrachtung auch ergänzen. Römer 13, 1-7 befindet sich zwischen Römer 12 und Römer 13, 8-14, zwischen zwei Texten also, die von Gewaltlosigkeit sprechen. Sie ermahnen den Leser, seine Feinde zu lieben und Böses nicht mit Bösem zu vergelten, sondern das Böse durch das Gute zu überwinden. Diese Kontextberücksichtigung relativiert also jegliche Anwendung blinden Gehorsams eines Christen gegenüber staatlichen Weisungen. Innerhalb der Perikope Römer 13, 1-7 selbst jedoch erwähnt der Apostel Paulus auf der einen Seite eine Unterwerfung aus Gewissensgründen, was dafür spricht, dass das Gewissen nicht in der Beziehung zum Staat betäubt wird, sondern besonders beflügelt wird. Auf der anderen Seite ist die Rede von Obrigkeit (ἐξουσία) und nicht von Herrschaft (δύναμις), also von legitimer staatlicher Gewalt und nicht von Willkürherrschaft. Aus biblischer Sicht kommt aber die Le-

gitimität einer Obrigkeit von ihrer Achtung des göttlichen Willens. Hier gleicht Petrus' Aussage der Aussage von Paulus: Wenn es eine Alternative gibt, ist es besser, Gott zu gehorchen als den Menschen, also wenn Menschen das Befolgen von Regeln fordern, die dem Willen Gottes zuwiderlaufen. Das Spannungsfeld zwischen den beiden theologischen Motiven wird also ein wenig abgeschwächt, ohne jedoch ganz zu verschwinden, wie die nicht endende Diskussion in der Kirchengeschichte zeigt. In der Debatte stehen sich zwei extreme Pole gegenüber. Wie wir wissen, steht auf der einen Seite die Kirche und ihre Unterstützung brutalster Praktiken eines autoritären Staates, von den Kolonialoberungen bis hin zu den Judenverfolgungen, von der Sklaverei bis hin zum Krieg. Auf der anderen Seite stehen hier die Reflektionen und der Einsatz von Christen im Zusammenhang mit dem Tyrannenmord, von Théodore de Bèze und den Monarchomachen bis hin zu Dietrich Bonhoeffer. Zwischen diesen beiden Extremen situieren sich alle möglichen Kombinationen, die sich aus dem Interpretationskonflikt des Bibelkorpus ergeben.

Im Rahmen des demokratischen und pluralen europäischen Aufbauwerks verlagert sich die Problematik; denn es geht jetzt nicht mehr um die Unterwerfung oder den Widerstand gegenüber einer Willkür- oder Tyrannenherrschaft, die autoritäre gewaltsame Maßnahmen beschließt, die dem Willen Gottes zuwiderlaufen. Sondern es geht um die Unterwerfung oder den Widerstand gegenüber

einer gesetzlich gewählten Herrschaft, die ihre Politik am Zuspruch der Bevölkerungsmehrheit orientiert. Erst wenn also die Grundprinzipien des Zusammenlebens durch eine demokratische Herrschaft bedroht werden, was selten ist, aber dennoch vorkommt, können die Kirchen in den Widerstand treten. Dann nämlich, wenn die Menschenwürde verhöhnt, die soziale Gerechtigkeit missachtet, Ausgrenzung institutionalisiert, die Harmonie zwischen den Gemeinschaften gefährdet wird, und die Umwelt habgierigen Geldmächten schutzlos ausgeliefert ist. Wie kann man sich aber in einem solchen Fall aus der Rolle der bloßen Inkantation befreien? Anders gefragt: An welchen Orten werden die Kirchen in einem demokratischen, im Aufbau begriffenen Europa nicht erwartet?

Wenn von den Kirchen erwartet wird, dass sie der Desinkarnation und der Konformisierung, vor allem in Form der Inkantation, Angriffsfläche bieten, dann erwartet man Kirche gerade nicht in der non-konformen Inkarnation, der nicht-weltlichen Gegenwart in der Welt, im losgelösten Einsatz. Man erwartet sie nicht im Widerstand gegen die Demokratie, die ihren eigenen Prinzipien untreu wird, und noch viel weniger im Widerstand gegen den Einfluss der gesellschaftlichen Kräfte auf unser Leben. Christen haben etwas zu sagen und vor allem zu tun in Bezug auf politische Zielsetzungen oder Entscheidungen, aber vor allem in Bezug auf das Gesellschaftsmodell, die Art der sozialen Beziehungen, die Geisteshaltung und die Werte, den täglichen Bezug

zum Konsum und zur Umwelt. Denn dies bedeutet ebenfalls und vor allem anderen, Gott mehr als den Menschen zu gehorchen.

Aus der Falle der Inkantation gelangt man nämlich am besten durch den konkreten Aufbau, *hic et nunc*, der Gesellschaft, die wir anstreben. Kirchen sind Mikro-Gesellschaften, sie sind sowohl Gemeinschaft als auch Unternehmen. Daher sind sie dazu angehalten, in ihrem Alltag das zu praktizieren, was sie auf nationaler und europäischer Ebene verwirklicht sehen wollen: ein anderer Umgang mit der „Ressource Mensch“ in den Führungsebenen der Kirche, dem Korpus Pastorale und den diakonischen Werken. Es ist ein Bemühen um die Achtung der Würde jedes einzelnen Menschen, der nach Gottes Antlitz geschaffen ist und für den Christus sein Leben gegeben hat. Es ist das Erfahren der Solidarität und der Aussöhnung innerhalb der Kirchen, die damit den Status von solidarischen und versöhnenden Gemeinschaften erhalten. Es ist ein Protest gegen den unkontrollierbaren Konsumismus durch die Wiederentdeckung des Sinns der Uneigennützigkeit, der Verfügbarkeit und des Dienstes am Anderen. Es ist die Ablehnung von Militarismus, von Rassismus und der Angst vor dem Anderen durch vermehrte Begegnungen jenseits nationaler, kultureller und religiöser Grenzen und durch gelebte Gastfreundlichkeit. Es ist ein Kampf für die Wahrung der Schöpfung, was auch die Art unserer Fortbewegung, unserer Heiz- und Nahrungsmittel einschließt, oder die konkrete

Organisation von Gemeindetagen. Weitere Beispiele werde ich nicht anführen, um nicht den Eindruck eines neuen Legalismus zu erwecken. Denn diese nicht-weltliche Gegenwart in der Welt erfordert vor allem Fantasie, Kreativität und Selbstbesinnung im Gebet und durch den Heiligen Geist.

Daher sind Kirchen dazu aufgerufen, dort zu handeln, wo sie nicht erwartet werden: in einem neuen Lebensstil, der von radikaler Andersartigkeit gegenüber den schwerfälligen Tendenzen unserer Gesellschaft zeugt, und die kirchlichen Gemeinschaften nachahmenswert und attraktiv für die Frauen und Männer unserer Zeit macht. Das ist der beste Beitrag, den die Kirchen beim Aufbau eines pluralen Europas leisten können. Im Herzen der Pluralität kommt der christliche Weg und dessen Besonderheit durch das Leben der Werte des Evangeliums im Alltag zum Ausdruck. Denn ich bin mir dessen sicher, dass die Politiker wie auch unsere Zeitgenossen von Kirchen, die das leben, was sie predigen, in Frage gestellt, prüfend betrachtet und herausgefordert werden wollen. Und dies auch, und dann vielleicht erst recht, wenn es all jenem zuwiderläuft, was in unserer individualistischen, konsumorientierten Gesellschaft, die von zügellosem Wachstum, Wettbewerb und Ausgrenzung geprägt ist, als selbstverständlich erscheint. Und hierbei habe ich bewusst auf die Verwendung des Konditionals verzichtet und den Indikativ benutzt: Denn genau das leben wir bereits in unseren Kirchen und diakonischen

Werken. Wir sind dazu aufgerufen, es jeden Tag mehr zu tun. Denn wir sind das Salz der Erde, die Hefe, die den Teig aufgehen lässt, die Zeugen einer anderen Hoffnung.

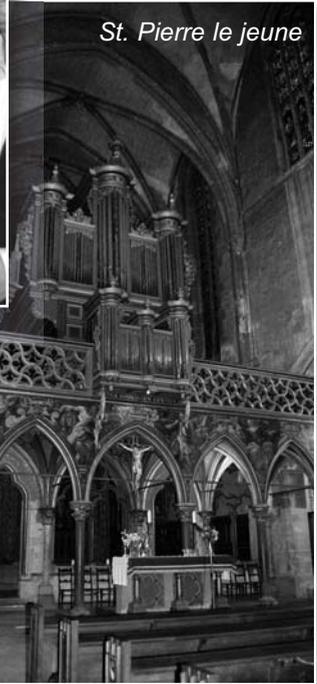
■ *Frédéric Rognon, Strasbourg*

Übersetzung: Simone Herrmann, Karlsruhe

1 Erklärung des Autors im Rahmen der Konferenz: Haltung, die zwar das Predigen von Verhaltensweisen beinhaltet, aber nicht das eigene Engagement zu deren Umsetzung



10-jährige Ordinationsjubilareinnen und -jubilare



25-jährige Ordinationsjubilareinnen und -jubilare



40-jährige Ordinationsjubilare



50-jährige
Ordinationsjubilare



Landesbischof Dr. Ulrich Fischer, Dekan Günter Ihle, Kehl;
Jean-Jacques Reutenauer, Inspecteur ecclésiastique, Elsass



*Vorsitzender Matthias Schärr
und Dr. Andreas Schwab,
Europaparlamentarier (PPE)*



*Vorstandsmitglied
Reinhard Sutter*



*Europaparlament,
das Podium*



im Europaparlament



Grußwort von Jean-Luc Lienard, vicaire épiscopal, Vertreter des Erzbischofs, katholische Kirche in Strasbourg



im Europaparlament



Catherine Trautmann, Europaparlamentarierin (PSE) und Jean-Jacques Reutenauer, Inspecteur ecclésiastique

Das Ehrenamt in Theorie und Praxis

Pfr. i. R. Karlfrieder Walz empfindet die Darstellung des Ehrenamts in der letzten Nummer der Pfarrvereinsblätter zu einseitig positiv und realitätsfern. Angesichts von zu langen Vakanzen sind Ehrenamtliche gerade im ländlichen Bereich an ihrer Belastungsgrenze.

Die badischen Pfarrvereinsblätter Nr. 10 sind voller kluger Gedanken zum Ehrenamt. Alle Achtung vor vielen neuen, guten Überlegungen und Formulierungen. Doch was trägt das aus für die Gemeindepraxis, besonders im ländlichen Raum?

Im Rahmen der Bezirksvisitation im Oktober 2011 hat Bürgermeister Gerd Schönbett im Kleinen Wiesental – mit vielen, vielen Gemeindegliedern – beklagt, dass die Tegernauer Pfarrstelle schon seit mehr als zwei Jahren unbesetzt ist. Ehrenamtliche sind müde und ziehen sich zurück, der Gottesdienstbesuch ist rückläufig, Sekten machen sich breit. Der Bürgermeister verglich die Kirche mit einem schmucken Baum, der innen aber hohl und morsch sei. – Darüber bin ich erschrocken. Der Gegensatz zwischen der Theorie in den Pfarrvereinsblättern und den Klagen im Kleinen Wiesental macht mich betroffen.

Auf einem Plakat, von Ehrenamtlichen gestaltet und von ihnen in der Neuenwegener Kirche für das Zeitungsfoto hochgehalten, war zu lesen: „Lieber einen Spatz fürs Kleine Wiesental als alle Tauben in Karlsruhe.“ – Worte von Kirchensteuerboycott machten die Runde. Ehrenamtliche als Wutbürger?

Vielleicht bleibe ich mit meinem Gefühl der Betroffenheit nicht alleine.

■ *Karlfrieder Walz, Maulburg*

Rente mit 67

Angestoßen durch den Leserbrief von Erhard Schulz in der vorletzten Nummer 9 der Pfarrvereinsblätter denkt Pfr. Ulrich Greder laut über die Gründe nach, warum gerade jüngere Kollegen über die Rente mit 67 schweigen. Er sieht in der Rente 67 ein geistliches Problem von mangelnder Solidarität, Wertschätzung und Treue seitens der Kirchenleitung. Vielleicht sei es jetzt notwendig, mutig den Rechtsweg einzuschlagen.

Lieber Erhard Schulz,

ich will Dir auf Dein Schreiben in der Nr. 9 der Pfarrvereinsblätter öffentlich antworten und Dir auch danken, dass Du das Thema der Rentenkürzung in der Diskussion hältst.

Du stellst die Frage, warum die jüngeren KollegInnen nicht reagieren auf diesen Synodenbeschluss. Ich habe drei Vermutungen:

1. Die wissen nicht was da gespielt wird. Die merken es wahrscheinlich erst, wenn sie in 20 bis 30 Jahren so weit sind wie wir. Aber bis dorthin konnten sie sich auf gekürzte Rente einstellen durch Zusatzversicherungen, Rücklagen oder nur zeitweise durchgeführtes Job-sharing. Unsere Generation hat da wenige Jahre vor der Altersgrenze keine Chance mehr. Oder wir sollen noch mit 67 auf Konfi-Freizeiten oder in schwierigen Schulen den Affen machen.

Und sie wissen nicht, dass diese an der kirchlichen Öffentlichkeit vorbei eingefädelte Gesetzesvorlage auslötet, wie weit man mit der PfarrerInnenschaft finanziell noch gehen kann. Es gelang ja bisher ganz glatt mit den Kürzungen. Unsere Ständesvertretung hat ja wohl abgenickt – ich wüsste auch nicht, dass meine Vertretung mit mir mal geredet hätte. Wir haben doch Vertreter in unseren Konventen?

2. Ich vermute weiter, dass Viele – nicht nur die Jüngeren – so das dumpfe Gefühl haben, dass die Arbeiter im Weinberg des Herren, eigentlich gar kein Geld verdienen dürften – und darum kämpfen tut man schon gar nicht. Und darum bei einer Synode und Kirchenleitung um Verständnis zu bitten, dass es so nicht geht, ist einem zu entwürdigend – so komm ich mir jetzt auch vor. Und wenn gar noch die hehre Verkündigung kommt, dass Kürzungen in der Verantwortung vor den kommenden Generationen unumgänglich sind – wer steht da nicht innerlich stramm und entwickelt hohes Verantwortungsbewusstsein.

Hat man in der Synode keine Alternativen überlegt? Wieso sind im Intranet, an der Stelle, wo die Synodenprotokolle veröffentlicht sind, die betreffenden immer noch nicht zu finden?! Ich habe mitbekommen, wie man von Seiten der Synode mit Deinen Vorschlägen umgegangen ist. Bringe dies bitte noch mal zur Veröffentlichung.

Und machen wir uns nichts vor: Dieser triumphale Erfolg der Kirchenleitung mit der sie die Kürzungen durchsetzen konnte, ist Ermutigung weiterzumachen. Wird dann der Beruf der Pfarrerin oder des Pfarrers für gut ausgebildete Theologinnen und Theologen dann noch attraktiv sein? In einem anderen Beruf kann man genauso das Priestertum aller Gläubigen ausüben. Allerdings zu dem in unserer bundesrepublikanischen Gesellschaft üblichen finanziellen Standard. Ich habe bei meiner Werbung zum kirchlichen Beruf unter Abitursjahrgängen jetzt den Vorbehalt einer unsicheren Besoldungsstufen eingefügt. Da merken die auf.

3. Der dritte Grund könnte sein, dass man sich nicht mit „Oben“ anlegt, wenn man eine Leitungsfunktion in der Kirche anstrebt. Denn trotz aller Demokratie ziehen sich Gremien dann doch diejenigen nach, die man mag ... Aber ich glaube das ist eine quantité négligeable. Dennoch sei dies erwähnt.

Eines ist uns klar: Wir müssen mit Rentenkürzungen rechnen. Das wissen wir seit Ende der 1970er Jahre, als Helmut Schmidt und dann auch Norbert Blüm meinten betonen zu müssen, die Renten seien sicher – die Demographie sagte aber schon anderes. Es hilft alles nix – wir müssen mehr zahlen oder verzichten. Die staatliche und von der EKD übernommene Lösung mit der Regelung ab Jahrgang '49 einen Monat mehr Arbeitszeit pro Jahrgang ist ein gangbarer Weg. In den SWR-Nachrichten hörte ich dann, dass die Synode das übernimmt. Von

wegen: Irgendwann sickerte dann durch, dass es eine Halbjahresregelung geben wird. Ich habe meine Wut hinuntergeschluckt – ich habe meine Scham über meine Landeskirche unterdrückt als ich anderen erzählte, wie man mit uns umspringt im Namen Jesu Christi. Wie behandelt diese Kirche ihre Mitarbeiter, die nach einem anstrengenden Arbeitsleben, in der alle das gaben, was ein ordentlicher Arbeiter im Weinberg gibt und nicht mehr fordert als das, was andere in einem gleichwertigen Beruf verdienen. Ich spreche in erster Linie von denen, die – wie oben schon gesagt – keine Chance mehr haben, den Verlust zu kompensieren. Wäre ich jünger, würde ich vielleicht auch nicht anders reagieren als die Jüngeren heute, die Du jetzt auffordern willst Stellung zu nehmen. Aber denk mal nach: Wann hast Du in Deiner Dienstzeit echte Solidarität mit einem Anliegen erlebt, das Dir am Herzen liegt? Das ist ein geistliches Problem im innersten Zirkel unserer (Amts-)Kirche. Und ich sehe auch das Verhalten der Synode unserer Generation gegenüber als ein geistliches Problem – aber es geht halt um Geld! Was ist mit denen, die eben mit 65 wirklich nicht mehr wollen oder können und die sich selbst der Gemeinde und der Schule nicht mehr zumuten wollen. Na ja, wegen der paar Alten ...

Was war meine Arbeit dieser Kirche eigentlich wert, dass man uns mit einer Ohrfeige in den Ruhestand verabschiedet – aber bitte auf Rufweite, denn der Personalmangel dräut ... vorläufig ohne mich!

Was hätte es diesem Millionenbetrieb eigentlich ausgemacht, mit den Betroffenen wirklich mal zu reden und ein bisschen mehr Rücksicht und Solidarität zu zeigen – das hätte den Synodalen doch vielleicht ganz gut zu Gesicht gestanden. Als alles schon gelaufen war, hat man uns in den Konvent eine Juristin geschickt. Immerhin hat sie mich bestärkt, den Rechtsweg einzuschlagen, weil das bei Meinungsverschiedenheiten doch „normal“ sei. Dabei weiß sie ganz genau, dass man als beruflich belasteter Dorfpfarrer dafür eine Menge Kraft aufbringen und obendrein noch das finanzielle Risiko kalkulieren muss. So können sich die Oberkirchenräte drücken, wenn es um die Kommunikation über wirklich weitreichende Entscheidungen geht! Hätte man nicht Kompromisse finden können in einem Zwei- oder Dreimonatsrhythmus? Ich finde das alles so schäbig!

Mir fiel da ein: Es gibt im BGB einen Paragraphen, der spricht von „Treu und Glauben“. Ich habe mal gegoogelt und finde: *Treu und Glauben: Rechtsprinzip, das der Rechtsausübung unter Berücksichtigung herrschender sozialethischer Wertvorstellungen Grenzen setzt. Treu und Glauben verpflichtet zu einer Rücksichtnahme auf die schutzwürdigen Interessen anderer und zu einem redlichen und loyalen Verhalten im Rechtsverkehr.*

Klingeln da einem nicht die Ohren? Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen.

Ich weiß nicht, inwieweit Juristen oder unsere Gerichte dieses Rechtsprinzip auf

solch eine Behandlung von Mitarbeitern anwenden. Aber ich halte es für wert zu überlegen, ob man nicht den Rechtsweg beschreiten sollte. Man hat es verabsäumt mit den Betroffenen auf breiter Basis zu sprechen – wer immer auch für dieses Versäumnis verantwortlich ist. Dann beschreiten wir eben den von der Vertretung des Oberkirchenrates empfohlenen Rechtsweg. Natürlich ist die Landeskirche mit ihrem juristischen Gefolge am längeren Hebel als wir alten, aufmüpfigen Dorfpfarrer. Und die können uns ganz schnell nochmal in den Senkel stellen. Dennoch will ich mich beraten lassen und berichte Dir dann. Vielleicht kannst Du Dich in deiner Region auch noch herumhören.

In dem Maße wie die Landeskirche sich von mir und unseren Jahrgängen distanziert, lege ich die gleiche Strecke nochmal rückwärts.

Dein

■ Ulrich Greder, Ehrenkirchen

Unsere christliche Verantwortung für die Schöpfung

Für Pfr. Klaus Paetzholdt beginnt die Verantwortung für die Schöpfung nicht mit Appellen, sondern mit der Wahrnehmung, wer wir sind. Ausgehend von Genesis 2+3 möchte er einladen zu einem sensiblen und liebevollen Blick auf den eigenen Körper und so zu einem daraus entspringenden liebevollen Verhältnis zum Mitmensch und zur Mitschöpfung. Wer sich selbst als von Gott wunderbar geschaffen und geborgen wahrnimmt, kann die übrige Schöpfung auch als wunderbar und bewahrenswert ansehen.

In Wellen kommt immer wieder einmal eine kirchliche Initiative zur Umweltverantwortung. Deren Sinn, deren Notwendigkeit ist unabstreitbar. Ich empfinde nur jedes Mal ein großes Defizit, und dieses Defizit steckt schon im theologischen Ansatz, in der theologischen Grundlegung. Wir sind uns bewusst: Wir sollten aus den biblischen Schöpfungstexten – wie aus anderen Kontexten – nicht jeweils nur das eine oder andere Zitat herausgreifen, sondern den hier in den Blick genommenen biblischen und theologischen Kontext im Blick behalten. Wie ernst nehmen wir das bei Gen 2/3? Gewiss sind Gen 2/3 wie ein entfalteter Fächer, enthalten eine Fülle von Aspekten. Trotzdem ist der innere Zusammenhang wichtig. Sonst bleiben die Zielsetzungen im Appellativen und sind statt gut nur „gut gemeint“. Nun gebe ich zu – und das könnte mir jemand in der Tat vorwerfen: die zentrale

Rolle von Gen 2 und 3 in meiner Theologie: Darf der Anfang des Alten Testaments für einen christlichen Theologen die zentrale Rolle spielen, die er für mich spielt? Es zeigen die ersten Kapitel der Bibel in sich zuspitzender Dramatik, wie in der Ausweitung vom Individuellen ins Soziale, Kollektive, wohin der Mensch gerät in seiner Auflehnung gegen den Schöpfer: Beim immer neuen Versuch, selber aus der Gespaltenheit, der Angst, den Fehlhaltungen ... herauskommen, gerät der Mensch immer tiefer hinein in die Zerrissenheit gegenüber Gott, gegenüber sich selber und dem Partner, der Partnerin, gegenüber seiner Umwelt ...

Eugen Drewermann wiederholt (in: Die Strukturen des Bösen, Auslegung der jahwistischen Urgeschichte) immer neu seinen Grundvorwurf gegenüber dem Protestantismus: Leben und Sünde werden bei uns gerne gleich gesetzt. Und als unser Verständnis von Demut geben wir gerne die Anerkennung aus: Der Zugang zum Paradies ist durch unsere Sünde verschlossen.

Nun singen wir aber in einem der beliebtesten Weihnachtslieder: *Heut schließt er wieder auf die Tür / zum schönen Paradies ...!* Jesu Kommen und Wirken ernst nehmen bedeutet doch zentral Leben aus der geschehenen und geschehenden Versöhnung. Um die Metaphorik von Gen 2 f aufzunehmen: Die Rückkehr in den Garten Eden, die Rückkehr in ein Leben, das sich geborgen weiß in der Hand Gottes, ist möglich, die Türen stehen offen. Gen 2 will ja als Voraussetzung für

Gen 3 nicht historisch verstanden werden, sondern dieses Kapitel zeigt, wie Leben aus Gott aussehen könnte, wenn es nicht dem Fluch der wachsenden Gottesferne unterläge. Womöglich liegt die Sünde gerade des religiösen Menschen darin, dass er nicht sehen will: Die Türen stehen offen; und vor lauter Demut – vielleicht ist diese Demut eher Angst, aber Angst wovor? – nicht einzutreten wagt.

Wir kennen ja alle Gen 2: Bevor dem Menschen, Adam, der Garten zur Pflege anvertraut wurde, zeigt der Erzähler dieser wundervollen Erzählung, wer Adam ist: als Adam aus Erde, Adama, gestaltet und dann beschenkt mit dem Lebensodem von Gott. Bevor du, Mensch, dir diesen Garten anschaut, nimm wahr, wer du bist! Ein Stück dieser Erde, Erde aus Erde. Und als dieses Wesen – die Materie sind die Elemente der Chemie und die Zusammenhänge der Biologie, die Gestalt ist das, was du im Spiegel wahrnimmst! – will Gott dich als Partner. „Geist“ ist ja weniger die Fähigkeit zur Abstraktion, sondern die Fähigkeit zur Kommunikation: Ich kann aus mir heraustreten und anderen, in welcher „Sprache“ und Ausdrucksform auch immer, begegnen, dir Gott, dir Mensch neben mir, der Welt um mich, mir selber. Vor diesem Gott, der aus diesem Material mir diese Gestalt gegeben hat, brauche ich mich nicht zu schämen. Und auch vor dem anderen Adam, dem Menschen neben mir, nicht. Sein Dasein gründet in denselben Voraussetzungen wie meines. Bis dann in Gen 2/3 aus dem Zweifel an Gottes gütiger Bewahrung mit der Sünde die Scham

auftaucht: Der andere ist anders als ich und mir könnte etwas Entscheidendes vorbehalten bleiben, was dem/der anderen geschenkt ist. Diese Scham bestimmt uns so tief und universal, wie uns das Geborgensein im Schöpfer des Lebens bestimmen und stärken könnte: Ich will dem/der anderen nicht zeigen, wer ich wirklich bin.

Nun sind wir schon oft in der Geschichte von der Aufklärung überholt worden gerade bei unseren ureigenen, urchristlichen Anliegen: Bevor wir unseren Glauben vernünftig und mündig werden ließen, hat uns die Aufklärung so überrollt, dass einige unserer Grundlagen des Glaubens diesem Sturm kaum standhalten konnten. Das Ende der Sklaverei verdankt sich ebenso dem Humanismus und anderen Impulsen wie denen des Christentums. Und bevor wir uns zu einem weltweiten Engagement für Gerechtigkeit durchgerungen haben, entstanden die verschiedenen und unterschiedlich überzeugenden Ausprägungen des Sozialismus.

Nun hat uns im Gefolge der 1968-Umbrüche im letzten Jahrhundert auch die sexuelle Revolution und die Emanzipation des Körpers überrollt. Wie bei jeder Aufklärung ist da etwas explodiert: Wie die beste Medizin, in Unmengen verzehrt, zum Gift werden kann, haben wir erlebt, wie die Freiheit zum Körper pervertieren kann. Das hebt aber das andere nicht auf: Der versöhnte Mensch braucht sich seines Körpers und seiner Nacktheit nicht zu schämen. Es täte uns als Christen unter Berufung auf einen zentralen Text der jüdischen Überlieferung gut, wenn wir

uns von der Scham, dieser Urangst vor dem Anderssein des/der anderen, nicht lähmen ließen.

Nun reden wir nicht jeden mit dem Vornamen an, obwohl das unser Taufname ist, geben wir nicht jedem einen Kuss, obwohl uns das Paulus für unser Miteinander empfiehlt (1. Ko 16,20). So nehmen wir – hoffentlich – Scham und Hemmung bei unseren Zeitgenossen ernst. Aber wir bräuchten nicht länger so zu tun, als seien unsere Hemmungen der gebotene Ausdruck unserer Frömmigkeit und als sei uns von Gott im Blick auf den Körper vor allem die Scham aufgetragen, obwohl ausgestattet von Gott mit einem einerseits wundervoll faszinierenden, andererseits natürlich immer wieder auch hässlichen und belastenden Leib.

Ich möchte einladen zum sensiblen Blick auf den eigenen Körper und auf den Körper der anderen. Ich bin überzeugt: Dieser Blick macht mich und uns sensibel für den Zusammenhang zwischen der Natur in mir und um mich herum. Der „Geist“, auf den wir als Menschen so stolz sind, meint ja keine Abstraktion vom Körper, sondern bezeichnet die Fähigkeit zur Kommunikation, zu Beziehungen: Ich setze mich bewusst in ein Verhältnis zu meiner Umwelt, zu den Menschen um mich, nicht zuletzt zu mir selber. Ich bin mir nicht sicher, stelle nur die Frage: Nennt Jesus darum die Liebe zu sich selbst als Grundlage für die Liebe zum Nächsten? ... und deinen Nächsten wie dich selbst. Wer ein liebevolles Verhältnis entwickelt zum Leben sonst, auch zum

eigenen, kann gar nicht anders als dafür Sorge zu tragen, dass der Bruder neben mir, die Schwester seine/ihre Lebensmöglichkeiten erhält.

Ich bin überzeugt, wir müssen mit der Einladung zu mehr Umweltverantwortung früher ansetzen, bei uns selber: Als was nehme ich mich wahr, hoffentlich als einen wundervollen Teil dieser Welt und Schöpfung – und was ergibt sich daraus für unser Zusammenleben mit der uns umgebenden Natur und Umwelt wie mit dem Adam, der Eva neben uns. Wir taufen in unseren großen Kirchen nicht mehr den ganzen Menschen, nur noch den Kopf, als sei ich nur Kopf, Geist. Als wenn nicht der ganze Mensch, in seiner Leiblichkeit, diese Neuwerdung, Reinigung nötig hätte. Ich selber spüre bei jeder Berührung meines Körpers mit den natürlichen Elementen, dem Wasser draußen, dem Wind, dem Erdboden, dem Sonnenlicht, diese wundervolle Verbundenheit mit der wunderbaren Schöpfung Gottes. Wo Jesus heilt, stellt er das gebrochene Verhältnis einer Person zu ihrem Körper und damit ihres Körpers zur Umwelt wieder her. Das ist seine Schöpfungsethik. Wo wir die Schöpfung erleben, ja spüren, wird mein Mitleiden mit ihr, Mitleben mit ihr selbstverständlich. Eine appellative Schöpfungsethik wird leicht zur Überforderung, zum Gesetz im Sinne des Paulus. Aber lasst es uns miteinander einüben: wahrnehmen, wer wir sind – wunderbare Elemente einer wunderbaren Schöpfung. Damit auch die übrige Schöpfung wunderbar bleibt.

■ *Klaus Paetzholdt, Karlsruhe*

Aus der Septembersitzung der Pfarrvertretung

In der Septembersitzung beschäftigten wir uns mit der Neuordnung der **Fortbildung in den ersten Amtsjahren**. Wir begrüßen sehr die inhaltliche und zeitliche Aufteilung des ehemaligen Verwaltungskurses in drei Kurse: a) „Leitungsverantwortung, Teambildung, Zeitmanagement und Gemeindeentwicklung“, b) „Führungskommunikation, Konfliktmanagement und Arbeitsrecht“ und c) die eigentliche „Verwaltung“. Auch die Idee, diese Fortbildungen zu öffnen für Wiedereinsteiger ins Gemeindepfarramt und für ehrenamtliche Vorsitzende, halten wir für gut.

Außerdem ist auf freiwilliger Basis ein Angebot zum Coaching vorgesehen, sowohl zu Beginn des Probendienstes als auch zur Vorbereitung der Bewerbung auf eine Pfarrstelle. Damit könnte der Grund gelegt werden für eine Kultur der Beratung, die uns in unserem immer komplexer werden Beruf nur gut tun kann. Kontrovers wurde das **Lehrpfarrergutachten** diskutiert; das scheint in allen bisher damit befassten Gremien der Fall gewesen zu sein, insbesondere auch unter den Lehrpfarrerinnen und Lehrpfarrern sowie den Lehrvikaren. Die Diskussion geht schon Jahre, und zwar vor allem unter folgendem Gesichtspunkt: Wie können die Erfahrungen im Lehrvikariat von Seiten der Lehrpfarrerinnen und Lehrpfarrer in den Übernahmeprozess eingespeist werden? Der jetzige Vorschlag, der zur Erprobung ansteht, sieht vor, dass es sich bei dem Gutachten um eine Beurteilung (keine Benotung!) handelt, die im Laufe des Lehrvika-

riates allmählich entsteht. Die Lehrvikarin, der Lehrvikar ist sowohl am Entstehungsprozess beteiligt als auch Empfänger der endgültigen Fassung. Die Übernahmekommission erhält das Gutachten nicht, sondern das Kollegium des EOK, das die endgültige Übernahmeentscheidung trifft. Die möglichen Probleme und Konfliktpunkte sind evident (und auch bekannt); sie liegen vor allem da, wo „die Chemie nicht stimmt“. Von Seiten der Lehrvikarinnen und Lehrvikare ist es die Befürchtung, nicht mehr offen genug über Schwierigkeiten und Befindlichkeiten sprechen zu können wegen der Angst, einen negativen „Eintrag“ zu bekommen.

Zwei Dinge sind der Pfarrvertretung wichtig: Wir halten es für mitentscheidend für das Gelingen, dass die Lehrpfarrerinnen und Lehrpfarrer durch eine Fortbildung gut vorbereitet werden. Damit meinen wir nicht eine einmalige Veranstaltung, sondern eine kontinuierliche Begleitung und Austausch untereinander über die gemachten Erfahrungen. Und es muss aus unserer Sicht überlegt werden, ob die seelsorgliche Begleitung der Lehrvikare von dem Ausbildungsverhältnis getrennt werden kann, wenn es zu Konflikten kommt.

Noch einmal zum geplanten **Konvent der Schwerbehinderten**: Wir wollen natürlich auch nicht die Pfarrerinnen und Pfarrer aus den Augen verlieren, die mit einer Behinderung unterhalb von 50 % leben und arbeiten. Wie das konkret aussehen soll, wissen wir noch nicht. Vermutlich ist jeder Einzelfall zu betrachten.

■ *Reinhard Sutter, Oberkirch*

Mitgliederversammlung beschließt Erleichterungen im Krankenhilfe-Beitrag

Zwei finanzielle Entlastungen wurden in der Mitgliederversammlung anlässlich des 119. Tages der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Strasbourg am 9. Oktober 2011 beschlossen.

Zum einen wurde das bereits rückwirkend ab April 2011 angewandte Verfahren bestätigt, dass bei einem von 75 % auf 71,75 % abgeschmolzenen Ruhegehaltssatz auch nur davon der 7%ige Beitrag erhoben wird und nicht mehr von 75 % während der Dauer des Abschmelzungsprozesses.

Zum anderen werden ab 2012 zusätzliche „Extra-Renten“ aus Kindererziehungszeiten oder andere Kleinrenten aus Zusatzversorgungskassen, die neben den (Witwen)Bezügen gezahlt werden, bis zu einer Summe von 400 €/Monat nicht mehr zur Beitragsermittlung herangezogen sondern nur noch der Hauptverdienst bzw. die Rente.

In dem Zusammenhang wurde in der Mitgliederversammlung daran erinnert, dass die Selbstzahler, bei denen also der Beitrag nicht von EOK oder Ruhegehaltskasse einbehalten wird, verpflichtet sind, eine Kopie ihrer Bezügemitteilung uns zeitnah zukommen zu lassen. Nur so können die Beiträge erfasst und eingezogen werden, ohne dass große Nachzahlungen auflaufen.

Auch der umrandete Hinweis in den Krankenhilfe-Abrechnungen, dass Ehe-

partner, die verdienen und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden wollen, sich melden müssen, damit der Beitrag erfasst und die Modalitäten dazu festgelegt werden können, wird gelegentlich überlesen.

Beihilfe-Beantragung: Fristen beachten

Im baden-württembergischen Beihilferecht (betrifft KVBW und LBV) gilt eine 2-Jahres-Frist plus das laufende Jahr der Rechnungsstellung:

- Für eine im Januar 2009 ausgestellte Rechnung kann noch Beihilfe gewährt werden, wenn der Antrag bis Ende Dezember 2011 bei der Beihilfestelle eingeht.
- Für eine Rechnung vom Dezember 2009 gilt auch der Dezember 2011 als letzte Eingangsfrist.
- Bei Unterbringung wegen Behandlungs- oder Pflegebedürftigkeit gilt nicht das Rechnungsdatum sondern das Behandlungsdatum als Fristbeginn.
- Wenn für Sie nicht das baden-württembergische Beihilferecht gilt, können die Verjährungsfristen anders (auch kürzer!) sein und sollten bei der zuständigen Beihilfestelle erfragt werden.

Landesehrennadel für Steuerberater Dieter Fürst

Im Sommer erhielt Steuerberater Dieter Fürst, Villingen-Schwenningen, der seit vielen Jahren unseren Pfarrverein prüft, am Rande einer Sitzung des Gemeinderates aus der Hand von Oberbürgermeister Dr. Rupert Kubon die vom Ministerpräsidenten verliehene Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg. Durch sie werden Bürgerinnen und Bürger ausgezeichnet, die sich über viele Jahre ehrenamtlich „in verantwortlicher Funktion in Vereinen und Organisationen mit kulturellen, sportlichen oder sozialen Zielen oder in vergleichbarer Weise um die Gemeinschaft verdient gemacht haben“.

Für Dieter Fürst trifft dies in ganz besonderem Maße zu: Hervorgegangen aus der evangelischen Jugendarbeit, ist er seit mehr als 40 Jahren Vorsitzender des Evang. Kirchengemeinderats Villingen und war lange Jahre auch in der Bezirks-synode und im Bezirkskirchenrat tätig. In seine jahrzehntelange Amtszeit in der Kirchengemeinde fällt der Bau mehrerer Kirchen, Pfarrhäuser, Gemeindehäuser, Kindergärten und Verwaltungsräume sowie die grundlegende Sanierung der bald 700 Jahre alten Villingener Johanneskirche. Auch die Gründung des Diakonievereins Villingen als Träger der Diakoniestation sowie seine Fusion mit dem entsprechenden Trägerverein in Schwenningen, aus dem die heutige leistungsstarke Diakoniestation Villingen-Schwenningen mit rund 45 Beschäftigten und etwa 100 ehrenamtlich Mitarbeitenden hervorging,

aber auch die Gründung des Freundeskreises für Kirchenmusik Villingen sind maßgeblich seinen Initiativen zu verdanken. So hat das ehrenamtliche Wirken von Dieter Fürst der „evangelischen Präsenz“ im ehemals vorderösterreichischen und damit einst völlig katholischen Villingen ein neues und lebendiges Gewicht verliehen.

■ *Hans Kratzert, Heidelberg*

Manuela Fuelle:

Fenster auf, Fenster zu Ein Roman

*Klöpfer & Meyer, Tübingen 2011,
gebunden, 250 Seiten, 19,50 Euro*

Vätergeschichten – gibt's schon. Kenn ich schon. Aus biblischen Zeiten schon. Braucht es neue? Diese schon! Die Vater-Tochter-Geschichte, die Manuela Fuelle auf 250 unaufgeregten Seiten erzählt, ist eine der leisesten, die ich kenne. Da versammelt sich wenig Pathos, aber viel feinsinnige Beobachtungsgabe. Es ist die Geschichte einer langsamen, geradezu verhaltenen Annäherung; von der Entscheidung, nach dem vielleicht kauzigen, in jedem Fall skuril-eigenen Vater zu schauen bis zur Ankunft vor seinem verschlossenen Gartentor vergeht Zeit, Zeit für Erinnerung, Ärger und Achtung – und am Ende ist nicht ausgemacht, wie die Tochter zu ihrem Vater steht, aber spürbar, was er in ihr bewegt: Staunen eher als Zorn.

Dass es sich bei „Fenster auf, Fenster zu“ um ein Debüt handelt, ist wahr, aber kaum zu glauben. Manuela Fuelle verfügt über eine ganz bemerkenswerte Stilsicherheit, mit der sie Lesende in den Bann ihrer Geschichte zieht. Bis in die Sätze und Wendungen hinein ist zu merken, dass Manuela Fuelle warten konnte, bevor sie schrieb, warten auf die treffenden Worte, die angemessene Sprache. Sie spielt virtuos mit Assoziationen und Zitaten; und der Fluss der Erzählung wird immer wieder markiert durch gebrochene Sätze, die abrupt enden mit „und“, „oder“,

„aber“, „als“ – und dazu herausfordern, selbst in die Geschichte einzutreten.

Übrigens schreibt eine evangelische Theologin, Mitarbeiterin der Badischen Landeskirche. Ist das abzulesen? An eingestreuten und an ihrem Ort durchweg stimmigen Zitaten aus der kirchlichen und theologischen Tradition gewiss, noch mehr aber an der Haltung, die die Autorin einnimmt: Sie erzählt als Beteiligte, als Sprechende und Angesprochene zugleich, und sie erzählt „von Herzen“. In der biblischen Menschenlehre aber ist das Herz der Ort der Geheimnisse, und ein Geheimnis bleibt er, der Vater, und die Autorin lernt mehr über sich selbst als über ihn. Was doch, wenn es mir als Leser genauso ergeht, ein Buch gut macht. Es ist schon ein reifes, ein gutes Buch.

■ *Thomas Weiß, Gaggenau*

Manuel Fröhlich/Helmut Klumpjan/Henning Melber:

Dag Hammarskjöld (1905–1961)

Für eine friedliche Welt.

**Ideen und Impulse des zweiten
UN-Generalsekretärs**

*Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt a. M.
2011, 159 Seiten, 14,90 Euro*

Am 18. September 1961 kommt Dag Hammarskjöld, seit 1953 UN-Generalsekretär, aus bis heute ungeklärter Ursache bei einem Flugzeugabsturz im heutigen Kongo ums Leben. Anlässlich seines 50. Todestages ist ein kleiner Aufsatzband erschienen, in dem drei ausgewiesene Hammarskjöld-Kenner Ideen und Impulse des zweiten und bis heute profiliertesten UN-Generalsekretärs „für eine friedliche Welt“ – so der Titel des Bandes – vorstellen.

Unter der Überschrift „Als Diener der Organisation.“ Dag Hammarskjöld und der internationale Dienst“ skizziert Henning Melber, Politikwissenschaftler und Direktor der Dag-Hammarskjöld-Stiftung, kurz, wie Hammarskjöld (= H.), der bis dahin international weitgehend unbekannte schwedische Spitzenbeamte, überraschend zum Generalsekretär der Vereinten Nationen gewählt wird – nach längerer erfolgloser Suche nicht mehr als ein Kompromisskandidat, der, so die Hoffnung der rivalisierenden Großmächte, eher fleißig verwalten als politisch gestalten wird. Hammarskjöld aber übt sein Amt „mit Prinzipientreue und Beharrlichkeit in der Vertretung grundsätzlicher Werte und Normen mit nachgerade „re-

volutionärer“ – und Konflikte mit den Großmächten keineswegs scheuender – „Konsequenz“ aus.

Melber fragt nun nach dem Hammar-skjöld leitenden Verständnis des internationalen Dienstes, indem er drei einschlägige programmatische Reden H.s, 1955 kurz nacheinander an amerikanischen Universitäten gehalten, nachzeichnet und drei für H. entscheidende Kriterien eines solchen Dienstes benennt: die persönliche Integrität, verstanden als Treue zur eigenen Überzeugung, die es inmitten der Gegensätze der damals ideologisch geteilten Welt zu wahren gilt; die Einsicht, dass zwischen dem Dienst für die einzelne Nation einerseits und für die Welt als ganze andererseits keine Dichotomie, sondern ein Verhältnis wechselseitiger Befruchtung besteht; und die Bejahung der in der Charta der Vereinten Nationen vorausgesetzten prinzipiellen Autonomie des Sekretariates der UN gegenüber den Einzelinteressen ihrer Mitglieder.

Melber stellt weiter dar, wie H. dieses Verständnis des internationalen Dienstes in konkreten Situationen durchhält und weiter vertieft, um es in einer 1961 in Oxford gehaltenen Rede noch einmal programmatisch zu formulieren – in einer Weise, die auch vierzig Jahre später mit guten Gründen als gültiger Maßstab für die Arbeit der Vereinten Nationen gelten darf.

Manuel Fröhlich, Professor für Internationale Organisationen und Globalisierung und Verfasser einer Arbeit zur politischen Ethik H.s, die zu Recht schon jetzt als Klassiker gilt, wendet sich „Dag Hammar-

skjöld und der politischen Philosophie der Weltorganisation“ zu. Fröhlich stellt fest, dass H. nicht nur die „Einführung neuer Instrumente der Konfliktbearbeitung“ zu verdanken ist, sondern dass er – keineswegs selbstverständlich – auch Entscheidendes zu den „konzeptionellen Grundlagen der Weltorganisation“ beigetragen hat. Zwar habe H. seine diesbezüglichen Überlegungen nicht mehr systematisch darlegen können, aber in seinen jährlichen Rechenschaftsberichten sowie vor allem in einer 1960 in Chicago gehaltenen Rede Grundsätzliches zur Frage geäußert.

So vollziehen sich, denselben sozialen Mechanismen wie bei der Bildung der Nationalstaaten folgend, nach H. auf internationaler Ebene ansatzweise Entwicklungen, die im Interesse gemeinsamer Problembewältigung auf die engere Verflechtung der einzelnen Staaten zielen. Den UN kommt hier die Förderung dieser einigenden Bestrebungen zu, wobei sie nach H. darauf zu achten haben, dass die kulturelle Gestalt einer zukünftigen internationalen Gemeinschaft sich nicht aus der bloßen Prolongation westlicher Traditionen ergeben darf, sondern Resultat eines gleichberechtigten Miteinanders aller Beteiligten sein muss.

Entsprechend habe sich – auch dies genuine Aufgabe der UN – das Verhältnis der Staaten von der Koexistenz hin zur Kooperation zu entwickeln, also von „minimaler Regelung des Austauschs auf der Basis des kleinsten gemeinsamen Nenners aus unterschiedlichen nationalen Interessen“ hin zu einem „politischen

und rechtlichen Rahmen, der analog aber eben auch unterschiedlich zur Organisation des Nationalstaates zu verstehen sei“. Den hier erforderlichen konstitutionellen Rahmen einer solchen internationalen Gemeinschaft sieht H. in der Charta der Vereinten Nationen grundgelegt: erstens etabliere sie drei grundlegende Prinzipien internationaler Ethik, nämlich „Gerechtigkeit (verstanden als Herrschaft des Rechts), gleiche politische Rechte und gleiche wirtschaftliche Chancen“; zweitens „schaffe sie verschiedene Organe mit spezifischen Aufgaben und einer Teilung von Macht und Verantwortung“; und drittens richte sie einen internationalen Dienst ein, „der einer ausschließlich internationalen Loyalität verpflichtet“ ist.

Die erwünschte Weiterentwicklung der internationalen Gemeinschaft vollzieht sich nun nach H. nicht als schrittweise Annäherung an eine zuvor feststehende Zielvorstellung, sondern – und hier greift H. auf Bergsons Konzept der „schöpferischen Entwicklung“ zurück – in der Weise des trial and error; der zukünftige Weg bestimmt sich jeweils neu aus vergangener Erfahrung und unter dem Vorbehalt ggf. korrigierender künftiger Erfahrung. Um der Zukunftsfähigkeit der UN willen ist es deshalb notwendig, ihr durch möglichst weitgehende Einbindung in die Lösung internationaler Probleme solche Erfahrung allererst zu ermöglichen.

Fröhlich wirft abschließend einen Blick auf die für H. seinerzeit aktuellen Herausforderungen der UN („Balance zwi-

schen regionalen und universalen Bemühungen zur Weltorganisation“, „Koordination eines solchen amorphen Gebildes wie der Vereinten Nationen“, Integration „neuer Aufgaben und Problemstellungen in das bestehende System“ der UN, ohne dadurch deren Effizienz zu schwächen, sowie „Gefahr der Irrelevanz einer Weltorganisation“), um festzustellen, dass diese Herausforderungen „auch heute noch ... sehr gegenwärtig sind“ – Beleg für „die Aktualität und Validität“ der von dem zweiten UN-Generalsekretär entwickelten politischen Philosophie der Weltorganisation.

Der Sozialwissenschaftler Helmut Klumpjan schließlich widmet sich H. als dem „Weltbürger, der stets Schwede blieb“, indem er zum einen „das unverwechselbar Schwedische“ in H.s Wirken als Generalsekretär zu bestimmen sucht, zum andern nach den Gründen für „die ungewöhnliche Authentizität seines Weltbürgertums“ fragt.

H. verfügte zum Zeitpunkt seiner Berufung zum Generalsekretär zwar nur begrenzt über internationale Erfahrungen, hatte aber immerhin durch sein Elternhaus „einen außergewöhnlich weiten geistigen Horizont – nicht zuletzt was die Kulturen fremder Länder betraf“. Besondere Bedeutung kommt, so Klumpjan, in dieser Hinsicht Nathan Söderblom zu, seit 1914 Erzbischof von Uppsala und enger Freund der Familie Hammarskjöld. „Als Pionier des ökumenischen Gedankens, renommierter Religionswissenschaftler, Primas der Schwedischen Staatskirche und bedeutende Figur der Friedensbe-

wegung verfügte Söderblom ... über einen ökumenischen Horizont im ursprünglichen Sinne des Wortes“ – eine geistige Haltung, die den jungen H. deutlich beeinflusste und später ihren Niederschlag u. a. in dessen explizit universalistischem Verständnis der UN fand. Der Kosmopolitismus H.s war nicht bloße Geste, sondern zutiefst substantiell, nämlich Ausdruck der Überzeugung, ein unaufhaltsamer weltweiter Wandlungsprozess führe „von der atomisierten Vielheit souveräner Staaten [...] hin zu einer sich ausformenden Weltgemeinschaft, deren Einheit den Facettenreichtum der Nationenvielfalt keineswegs ausschließt“ – ein Prozess, der die Ausbildung entsprechender internationaler Organisationen erfordert.

Umgekehrt kann Klumpjan in sehr erhellender Weise zeigen, inwiefern das spezifische Politikverständnis seiner schwedischen Heimat H.s Wirken als UN-Generalsekretär – vielfach positiv, punktuell aber auch negativ – geprägt hat: das Gewicht, das einer konsensorientierten Verhandlungsführung beigemessen wird, die Praxis, Politik auf dem Wege „vertraulicher Diplomatie“ zu gestalten, die Bedeutung einer „unabhängigen und effizienten ... Beamtenschaft“ sowie der „betont ethische [...] Politikansatz“ sind typische Elemente des gerade zu H.s Zeit in Geltung stehenden schwedischen Politikverständnisses.

Ausgehend von der Beobachtung, dass H.s Persönlichkeit wie sein Denkmodus polare Struktur aufweisen, also in der Lage sind, „die Gegensätze in ein übergreifendes Ganzes zu integrieren“, fragt

Klumpjan abschließend nach dem Ermöglichungsgrund dieser Struktur, den er als „mystische[s] Einheitsbewusstsein“ identifiziert, das bei H. voraussetzen entsprechende Einträge seines geistlichen Tagebuches berechtigen. Das Liebesverständnis der mittelalterlichen Mystiker habe H. dann in der Annahme bestärkt, die mystische Spiritualität sei das geeignete „Fundament für die noch zu schaffende Eine Welt“, verstehen jene doch die Liebe als „Urkraft, die den ganzen Kosmos durchdringt und überall als ... einheitsstiftende Wandlungsmacht wirksam ist“. Damit habe H. „in der transzendenzverwurzelten uneigennützigsten Liebe eine zur anthropologischen Grundausstattung gehörende Ressource“ wiederentdeckt, deren Vorhandensein dazu berechtigt, „die prinzipielle Überwindbarkeit zwischenmenschlicher Konflikte und damit eine nachhaltige Friedfertigkeit des Menschen für möglich zu erachten und sich für dieses Friedenswerk bedingungslos einzusetzen“ – selbst um den Preis des eigenen Lebens.

Neben einer Einleitung und einer Reihe von Aufnahmen H.s bietet der Band eine chronologische Biographie H.s, führt seine bedeutenden politischen Reden außerhalb der UNO auf und schließt mit einer umfänglichen Aufstellung einführender Literatur zu H.

Wer das politische Denken H.s in seiner gegenwärtigen Aktualität kennen lernen möchte, greife zu dem hier in seinen Grundlinien zumindest knapp skizzierten Buch.

■ *Jan Mathis, Gengenbach*

Michael Lipps:

Hingabe und Eigensinn Spirituelle Texte zu Lebensart und Lebensweg

*Edition Quadrat, Mannheim 2011,
144 Seiten, 12,80 Euro,
ab 5 Exemplaren 9,90 Euro
Bestelltelefon (0621) 1 78 57-0,
service@sanctclara.de*

Begegnungen mit Michael Lipps, dem promovierten Theologen, der mit seinem Einsatz hingebungsvoll und eigensinnig viele Jahre lang das Profil des ökumenischen Bildungszentrums *sanctclara* Mannheim entscheidend mitgeprägt hat und nunmehr die TelefonSeelsorge Rhein-Neckar leitet, gehen oft ambulant vorstatten. „Lass uns ein Stück gehen“, kann er dann beispielsweise sagen. Sein neues Buch „Hingabe und Eigensinn“, das soeben in der Mannheimer Edition Quadrat erschienen ist, mutet so an: Wie eine Begegnung im Gehen, zu dem immer wieder das Innehalten gehört, sei es im Staunen, sei es im Nachhorchten, sei es im Reflektieren.

„Spirituelle Texte zu Lebensart und Lebensweg“ hält das Buch auf 144 Seiten bereit, eingeteilt in die vier Kapitel „von neuem/ sein leben in die hand nehmen/ zugewandt/ schritt für schritt“ – ein Stück Wegs, ein Motto für den ganzen Weg und eine Einladung zum Innehalten zugleich. Jeweils ein Gedicht folgt auf einen Prosatext. Adinkra-Symbole, gleichermaßen einprägsame wie gehaltvolle kleine Bilder aus Ghana, die in allen Bereichen des Lebens, auf Kleidung, Hauswänden,

Töpferware und Holzwaren verwendet werden, deuten auf Texte hin, die der Autor während eines dreimonatigen Studienaufenthalts in dem afrikanischen Land verfasst hat. Andere Stücke entstammen seiner beruflichen Praxis, auch seinem privaten Sein. Jeweils ist inbegriffen, was Michael Lipps als Theologe und als gläubender Mann lebt, fühlt, denkt, ahnt.

So liest sich, was er schreibt, sehr persönlich, gewachsen beileibe nicht nur im Aktuellen, sondern angebahnt auf den Wegen seines Lebens, entstanden in den vielfältigen Begegnungen mit Menschen, mit Profis und Amateuren unterschiedlichen Herkommens, nicht zuletzt mit sich selbst. Von Weg und Ziel ist die Rede, vom Lernen im Üben und Einüben, von vorgefundenen Schätzen: „Wie gern berge ich mich in Gebeten, die ... nicht neu ersonnen, nicht erfunden werden müssen“. Zugleich kann und darf die Leserin, der Leser, unaufwändig mitgehen, denn schon „unweit des Gartens führt ein Weg aus dem Dorf hinaus“, will sagen: Anknüpfen zwecks Horizonterweiterung ist leicht möglich.

Dabei sind weder Michael Lipps' Prosa noch seine Gedichte harmlos. In Bildern seines Buches gesprochen: „Es ist kein Spazierweg. Schmal ist der Pfad, mit wechselnden Aussichten, auf der einen Seite eine Wildnis, auf der anderen schier unbegrenzt. ... Nah, lediglich schrittweit die Abgründe, sich darin zu verlieren.“ Sein Buch zu lesen, fordert auf und lässt Raum, die eigene „Lust an der Anstrengung“ zu spüren, und sie „währt Stunde um Stunde, kein Aufatmen nötig“.

Der Horizont anklingender Themen spannt sich von Geburt bis Tod, von Advent bis Ewigkeit, von Nachtschatten bis Sommermorgen und über weite Bereiche des Erdballs, wird einem „en passant“ „wie ein Teppich vor die Füße gelegt“ bietet „im Lauf der Dinge“ einen „Seelenwegweiser“ und mündet schließlich – Max Frisch klingt an – in siebzehn Fragen zur Lebensreise, die schon allein für sich genommen zu hilfreichen Wegzeichen werden können. „Deine Gnade bleib bei uns. Bleib bei uns, guter Gott.“ – ein liturgischer Hymnus aus Ghana schließt die Zusammenstellung ab.

Mit diesem Buch mag es einem so ergehen, wie Michael Lipps es im Erleben eines Gottesdienstes in Akropong, Ghana, auf Seite 116 beschreibt, dass nämlich „viel mehr für mich da ist, als das, was ich erwartete, was ich zu wünschen wagte“. Neben meiner Empfehlung, dieses Buch zu erwerben (auch als Geschenk), rate ich, in der lesenden Hingabe an das Werk den Eigensinn zu kultivieren. So werden Leserin und Leser in der literarischen Hingabe des Autors den Eigensinn des Buchs entdecken, mit beiden in Kontakt kommen und spirituelle Entdeckungen machen, die Lebensart und Lebensweg sehr bereichern.

■ Joachim Faber, Karlsruhe

Berichtigung

In der Ausgabe Nr. 7/8 der Pfarrvereinsblätter erschien der Nachruf auf Pfr. i. R. Theophil Endres. Autor dieses Nachrufs ist Kollege Dirk Ender, Meckesheim. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.

Horst Diener

* 4. 1. 1931 † 9. 10. 2011

Horst Wilhelm Ludwig Diener wurde am Sonntag, den 4. Januar 1931 als Sohn der Eheleute Maria Diener, geb. Schütz, und des Fotografen Wilhelm Diener in Güchenbach-Riegelsberg im Saarland geboren. Durch die Wirren des 2. Weltkrieges musste er 1945 die Schule beenden und begann eine Lehre als Modellbauer/Schreiner bei der Firma Marquard in Etzenhofen und wechselte dann zum Innungsmeister Kleber nach Saarbrücken/St. Johann. Bevor er sich berufen fühlte, sein Leben in den Dienst Christi zu stellen, arbeitete er noch ca. 1 Jahr als Briefträger bei der Post.

Im Jahr 1956 begann er seine theologische Ausbildung in St. Chrischona bei Basel in der Schweiz, die er 1960 abschloss. Ab Mitte 1960 bekam er eine Berufung als Stadtmissionar in der Volksmission der Probstei Hamburg Altona. Dort heiratete er am 10. März 1961 die Fernmeldesekretärin Hilde Diener, geb. Scherer, aus Walpershofen-Riegelsberg. Am 7. April 1962 wurde ihnen die gemeinsame Tochter Claudia geboren.

In Hamburg blieb Horst Diener, bis er 1966 in die Evangelische Landeskirche Baden berufen wurde. Dort war er zunächst als Diakon für die Gemeinden Malsch, Malschenberg, Rettigheim, Mingolsheim, Langenbrücken, Kronau, Stettfeld und Weiher in der allgemeinen Gemeinde- und Jugendarbeit tätig; später als Pfarrer für die Kirchengemeinden Min-

golsheim, Langenbrücken und Kronau. In der Kur- und Bädergemeinde Bad Schönborn (Mingolsheim und Langenbrücken) lag ihm die Kurseelsorge sehr am Herzen, deren Aufbau er entscheidend mitprägte.

Im Herbst 1994 begann sein wohlverdienter Ruhestand, den er mit Höhen und Tiefen in Bad Schönborn-Langenbrücken verbrachte und in dem er noch einige Zeit für die Kirche tätig war.

Am 9. Juni 2008 verstarb seine Frau Hilde und er selbst wurde am Sonntag, den 9. Oktober 2011 in Gottes Ewigkeit heimgerufen.

■ *Claudia Diener, Bad Schönborn*

abkündigungen

wegen dringend notwendiger dacharbeiten
am kirchengebäude
habe man
aus versicherungsrechtlichen gründen
die zwölf gemälde der apostel
vorübergehend im pfarrhaus deponieren müssen

jetzt hängt bloß noch einer da
der gekreuzigte
den klaut wohl keiner

oder hat die kirche
dieses problem versicherungsrechtlich
vielleicht nur besser gelöst?

Christoph Lang

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Denise Mia Musazzi, Perfect Page; Titel: EG 613, Text und Melodie: Roger Trunk 1993;
Titelbild: Strasbourger Münster, Paul Gromer; alle Bilder dieser Ausgabe von Paul Gromer und Andrea Knauber.
Zu guter Letzt: Christoph Lang, Pfarrer in Eggenstein-Leopoldshafen

Auflage: 2 110 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30, 76307 Karlsbad-Langensteinbach
